

ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Blätter aus Weimars Geschichte, von Karl Neumann-Strela (mit Illustration von D. Wisniewski). — Kaiserin und Sängerin. Historische Novelle von Luise Mühlbach. (Fortsetzung). — Der Muezzin, von Ludwig Vietzsch (mit Illustration nach P. Gerôme). — Zur Geschichte deutscher Frauennamen, von Ludovica Jesekiel. — Gold! — Jacob Ludwig Felix Mendelssohn-Bartholdy, von S. Truhn. (Schluß). — Wobensbild nebst Beschreibung. — Charade. — Aufösungen des Räthfels und Nebus Seite 104. — Correspondenz.

Blätter aus Weimars Geschichte.

Vater Wieland ist begeistert und macht wieder Verse,“ schrieb die Hofdame von Göchhausen ihrem Freunde Böttiger. Der alte Wieland hatte in der That seine griechischen Studien unterbrochen und zwei glückliche Ereignisse bezeugen: die Vollendung des Schloßbaues und die Verlobung des Erbprinzen Karl Friedrich mit der Großfürstin Maria Pawlowna.

Fast drei Decennien waren seit dem Abend vergangen, an dem der Blitz das Weimariſche Residenzschloß in Asche gelegt. Um den Neubau sogleich zu beginnen, hatte vielleicht das Geld gefehlt. Dann aber, als man ihn endlich in Angriff genommen hatten und der Krieg und Mißhelligkeiten unter den Baumeistern die Vollendung so lange verzögert, bis der Erbprinz von seiner Brautfahrt aus Petersburg heimgekehrt war. Nun war des Jubels kein Ende. Musik voran und begleitet vom Wivat der Menge, zog das geliebte Herrscherpaar zu Fuß aus dem engen Fürstenthause in das Schloß ein. Am Abend Illumination, Feuerwerk, Rattendonner; in jedem



Wirthshaus wurde getanzt, und den Armen Braten und Wein auf herzogliche Kosten gereicht. Nach dem Souper führte Karl August seine Gemahlin durch das ganze Schloß. In der Küche fiel ihm die Schmidtin, eine alte Scheuerfrau, um den Hals und küßte ihn; und als er sich in seine Gemächer begab, begrüßte ihn auf dem Corridor ein alter Soldat, derselbe, der in des Herzogs Geburtsstunde vor dem Schlosse auf Posten gestanden hatte. Schon nach wenigen Wochen traf auf vierzehn Wagen die erste kostbare Sendung aus Rußland ein: Büsten, Statuen, Gemälde, Vasen, Malachitische, Sardiniere u. s. w., und Fräulein von Göchhausen schrieb an ihren Freund: „Die wilden Völker, die noch mehr dergleichen bringen sollen, werden in diesen Tagen erwartet.“

Am Einzugstage der Neuvermählten herrschte ein Treiben in der Stadt, wie es das kleine Weimar nie vorher gesehen. Acht arabische Pferde, die Hochzeitsgabe des Sultans, zogen die Kutſche, in der die Erbprinzessin Großfürstin zur Seite des Erbprinzen saß. Karl August war der Tochter entgegen geritten, und auf der großen Schloßterrasse begrüß-

Blätter aus Weimars Geschichte. Napoleons I. Begegnung mit Herzogin Luise. Zeichnung von D. Wisniewski.

ten sie die regierende Herzogin und die Herzogin-Mutter Anna Amalia — auf derselben Treppe, die zwei Jahre später, zwölf Stunden nach der Schlacht bei Jena, Napoleon hinanschrift. Auf der obersten Stufe empfing Luise den Sieger. „Wo ist der Herzog, Ihr Gemahl?“ fragte er sie barsch. — „An der Stelle seiner Pflicht,“ sprach die Herzogin. — „Kapp,“ sagte der Kaiser zu seinem Adjutanten, „das ist eine Frau! Unsere zweihundert Kanonen haben sie nicht in Furcht setzen können!“

Eine Festwoche folgte dem Einzugsstage. Wo Maria Pawlowna sich zeigte, gewann sie alle Herzen. „An unserer neuen Prinzessin haben wir in der That eine unschätzbare Acquisition gemacht,“ schrieb Schiller an Körner in Dresden. „Sie ist äußerst liebenswürdig und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, welche alle Vertraulichkeit entfernt. Die Präsentation als Fürstin versteht sie meisterlich, und es war wirklich zu bewundern, wie sie gleich in der ersten Stunde nach ihrer Ankunft, wo ihr die fürstlichen Diener bei Hofe vorgestellt wurden, sich gegen Jeden zu benehmen wußte. Sie hat sehr schöne Talente im Zeichnen und in der Musik, hat Lectüre und zeigt einen sehr geübten, auf ernste Dinge gerichteten Geist, bei aller Fröhlichkeit der Jugend. Ihr Gesicht ist anziehend, ohne schön zu sein, aber ihr Wuchs ist bezaubernd. Das Deutsche spricht sie mit Schwierigkeit, versteht es aber, wenn man mit ihr spricht, und liest es ohne Mühe. Auch ist es ihr Ernst, es zu lernen. Sie scheint einen sehr festen Charakter zu haben, und da sie das Gute und Rechte will, so können wir hoffen, daß sie es durchsetzen wird. Schlechte Menschen, leere Schwärmer und Schwadronierer möchten schwerlich bei ihr aufkommen.“ Obgleich sich Schiller schon sehr leidend fühlte, hatte ihn doch der Auftrag, das Festspiel zu dichten, mit Freude erfüllt. „Die Huldigung der Künste“ empfing die Prinzessin im Theater.

„Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden

Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.“

Maria Pawlowna hielt auf Glanz und Pracht; der häufige Besuch von Geschwistern und Freunden mußte ihr die Dede der kleinen Residenz versüßen. Dann drängten sich die Feste, und besonders die Geburtstage der Hoheiten wurden mit wahrhaft königlicher Pracht gefeiert. Die Geldverlegenheiten, in denen sich Karl August wiederholt befunden, hatten nach dieser Heirath ein Ende. Denn außer dem ungeheuren Vermögen, welches ihr der Vater hinterlassen hatte, wurde Maria Pawlowna noch reichlich mit Petersburger Geld versorgt. Später bevorzugte sie der Kaiser Alexander in seinem Testament; sie war seine Lieblingschwester, „er hatte sie so lieb, daß er sogar Möbel, z. B. Schreibstische, die sie eine Zeitlang gehabt hatte, mit ihr tauschte.“ Ein Jahr nach ihrer Vermählung besuchte er die Schwester, und seine ritterliche Erscheinung entflammte jedes weibliche Herz. „Der Holterpoltzer war groß,“ berichtet die Götthausen, die über dieses Ereigniß in Weimars Annalen genau Buch geführt. „Der Herzog ritt dem Kaiser entgegen, traf ihn aber schon eine Viertelstunde vor der Stadt. Der Kaiser ließ sich ein Pferd geben und ritt zur Freude der in Unzahl versammelten Gaffer mit dem Herzog in die Stadt. Hier eilte er sofort zu seiner Schwester. Da die Großfürstin ihm bis in das äußerste Vorzimmer entgegenflog, war das Gefolge Zeuge des ersten Wiedersehens, und kein Auge blieb trocken.“ Nach seiner Abreise schrieb das Fräulein an Böttiger: „Nächst dem Andenken im Herzen an den lebenswürdigen Kaiser hinterließ er auch blühende Andenken in edeln Steinen. Sogar alle Hofdamen, worunter meine Wenigkeit sich auch befindet, erhielten reiche Geschenke an blühenden Halsbändern, Kämmen, Gürtelschnallen. Der Kaiser schickte Visitenkarten an die Damen vom ersten Range und auch an Wieland.“

Aber es fiel schon ein Schatten auf diesen Glanz. Kaum acht Tage später rückte ein preussisches Regiment in Weimar ein; für weitere sechs- bis achttausend Mann wurde Einquartierung und Getreidelieferung angefragt. Dann steigerten sich die Durchzüge und Verpflegungen in einem für das Ländchen furchtbaren Grade, bis endlich bei Jena die Würfel fielen. Karl August, preussischer General, stand mit seinem Scharfschützenbataillon und vierzig Husaren bei Arnstadt, als ihn die Schreckenskunde von der verlorenen Schlacht erreichte. Seine Mutter und Tochter, die spätere Prinzessin von Mecklenburg und Mutter der Herzogin Helene von Orleans, waren nach Kassel, sein Sohn und dessen Gemahlin nach Göttingen geflüchtet; nur die Herzogin Luise war zum Schutz ihrer Untertanen im Schlosse zurückgeblieben. Noch am Schlachttage trafen die Franzosen in Weimar ein und raubten, sengten und mordeten, bis Napoleon, dem die Würde der Herzogin imponirt hatte, das Ende der Plünderung befahl. An der Spitze seiner Generalität machte er ihr einen einstuündigen Besuch und wünschte Maria Pawlowna zu sehen; auch 1808, auf dem Erfurter Congresse, zu dem Karl August und Karl Friedrich ohne ihre Gemahlinnen erschienen waren, fragte sie der Kaiser nach den hohen Frauen und sandte den Herzog von Friaul mit einer Einladung an dieselben ab. Die Weimariischen Herrschaften nebst Goethe und Wieland blieben bis Schluß des Congresses und wohnten im Geleitshause zu Sant Viti. Durch Goethe wurden Maria Pawlowna die Koryphäen des französischen Theaterpersonals vorgestellt: Talma, Lafon, Saint-Priest, und die Damen Talma, Raucourt, Duchesnois und Gros. Von diesen sah sie Tragödien von Corneille, Racine und Voltaire meisterhaft dargestellt, und „Cäsars Tod“ von Voltaire in Weimar, wohin Napoleon die Festlichkeiten auf zwei Tage verlegen ließ, um Alexander auf einer großen Hasenjagd das Schlachtfeld bei Jena zu zeigen.

Trotz seiner Hochachtung für die Weimariischen Fürstinnen legte Napoleon dem Lande eine Contribution von 2,200,000 Francs auf, obgleich Karl August den preussischen Militärdienst verlassen hatte und dem Rheinbund beigetreten war. Die Contribution zu erleichtern, opferten Luise und Maria Pawlowna ihre Juwelen. Der ersteren blieb der Kaiser zugethan; noch im April 1813 besuchte er sie von Erfurt aus und sagte ihr: „Es freut mich, wenn ich Ihnen etwas Unangenehmes zeigen kann.“ Aber auf die Erbprinzessin war er nicht mehr gut zu sprechen, da sie die Annahme eines von ihm unterzeichneten Passes verweigert hatte. Während der Zeiten des Druckes und vor dem Erhebungskampfe lebte Maria Pawlowna viel auf Reisen. Besuche in Petersburg und Stuttgart, denen der Kaiser mit Recht politische Motive untersah, wechselten mit einem Aufenthalt in Schleswig und wiederholter Brunnenkuren in Teplitz. Auch Karl August begab sich alljährlich dorthin — „in Teplitz ließ sich, entfernt von der lästigen Beaufsichtigung der Franzosen, Manches viel freier und sicherer betreiben, als in Weimar und bei der Nähe der französischen Polizei in Erfurt. So gelang es denn, daß bis zur Zeit des Verbrennens der englischen Colonialwaaren Weimar ein

Centralpunkt der deutschen Freiheit im wahren Sinne des Wortes war. Von Weimar aus wurden die Schwachen ermutigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt und Manches ohne Aufsehen vorbereitet, was beim Ausbruch des Krieges sich als echt deutsches Element zeigte.“ Nach der Schlacht bei Leipzig waren die verbündeten Monarchen und ihre hervorragendsten Diplomaten drei Tage um die Weimariischen Fürstinnen versammelt, und als dann im folgenden Monat unter den Belagerern Erfurts der Typhus ausbrach, wurde sofort die Jakobskirche zu Weimar in ein Lazareth verwandelt, auf Wunsch Maria Pawlowna's, die ohne Furcht bei den Kranken weilte, sie labend und ermutigend. Auch von ihr mit Instruktionen versehen, begab sich Herr von Gersdorf zum Congreß nach Wien. Dort wurde Karl August zum Großherzog ernannt, und sein Land ansehnlich vergrößert. Als aber bei dieser Gelegenheit die Theilung des ganzen Königreiches Sachsen zur Sprache kam, erklärte sich Maria Pawlowna mit größter Entschiedenheit dagegen, und ihrem Einflusse hatte es Friedrich August, der Verbündete Napoleons, nicht zum kleinsten Theil zu danken, daß er nur die Hälfte Sachsens an Preußen abtreten mußte.

Karl Friedrich und seine Gemahlin befanden sich in Petersburg, als Karl August auf der Rückfahrt von Berlin nach Weimar plötzlich in Graditz starb. Er trat an das offene Fenster, den Sommerabend zu genießen, und brach todt zusammen. Liebe und Vertrauen empfing das neue Herrscherpaar, das im Geiste seines großen Vorgängers die Regierung fortführte. Unterstützt von den alten Ministern, widmete Karl Friedrich dem Handel, Landbau und Gewerbe besondere Aufmerksamkeit, und noch heute rühmen die armen Leute im Lande, denen er zu allen Zeiten Gehör ließ, seine Güte und Herzlichkeit. Unter vielen schönen Tugenden ist uns auch dieser von ihm aufbewahrt: „Man machte ihm einst die Bemerkung, daß man so wenig Nachtigallen in und um Weimar höre, sie müßten wohl weggegangen sein. Karl Friedrich bestätigte das und meinte: Wenn ich eine Nachtigall hören will, muß ich einen Käfig vor mein Fenster hängen lassen, aber dann dauert es mich, daß mein Kammerdiener nicht schlafen kann.“ Unter seinem Vater hatte sich die Herzogin Luise vom Regieren fern gehalten; Maria Pawlowna aber gewann den größten Einfluß auf die Geschäfte, obgleich ihr Gemahl nie Etwas davon bemerkte, Dank ihrer Feinheit und Klugheit. „Wenn Karl Friedrich ins Conseil ging, pflegte Maria gewöhnlich vorher mit ihm in vertraulichen Gespräch über die Dinge zu sprechen, die zum Vortrag kommen würden, und über die sie durch die Minister gar wohl unterrichtet war. Es traf sich dann, daß Karl Friedrich, wenn er zurückkam, seiner Gemahlin erzählte, wie und was für Worte er gesprochen habe: es waren gewöhnlich ihre eignen Worte, die sie ihm in den Mund gelegt hatte.“

Unablässig war die Großherzogin auf Beschäftigung der arbeitenden Klasse, auf Bauten, Errichtung gemeinnütziger Anstalten, Pflege der Künste und Wissenschaften und Hebung des Verkehrs in Stadt und Land bedacht. Was können wir Kleinstaatler thun? fragte sie einmal Einer ihrer fürstlichen Nachbarn. Für das Gute sorgen, war ihre Antwort. Handel und Wandel kamen in Schwung, als sich auf ihre Einladung reiche Russen und Engländer dauernd in Weimar niederließen. Eine Freundin mittelalterlicher Studien, regte sie den Gemahl zur Restauration der Wartburg an. Sie gab das Geld zum Bau der Kleinkinder-Venahranstalt, des Lese-Museums, des Luisenstiftes, wo arme Frauen Aufnahme fanden; sie ließ das Gymnasium ansehnlich erweitern und gründete im Schlosse zu Kromsdorf ein Damenstift. Als den großen Dichtern in Weimar Denkmäler errichtet wurden, erhielten die Künstler für ihre Entwürfe und Modelle Zahlung aus ihrer Schatulle, und ohne sie wäre wahrscheinlich eins der berühmtesten Häuser, Schillers Sterbehause, unter den Hammer gekommen. Sie aber wußte die Beförderung für den Kauf desselben zu gewinnen, und so blieb es städtisches Eigenthum. Die „Dichterkammer“ im Schlosse zu Weimar, die jeder Fremde besucht, sind nach Angabe Maria Pawlowna's und durch ihre Munificenz entstanden. Eine feine Kennerin der Musik und geniale Klavierpielerin, zog Maria Pawlowna Vizt nach Weimar und bereitete dem Ermüdeten eine freundliche Stätte. Sie ließ die Altenburg kaufen, ein geräumiges Gebäude mit hübschem Garten oberhalb Weimars, und übergab sie Vizt zur Wohnung; und auf ihren Wunsch dirigitte er im Hoftheater die Opern des politischen Flüchtlings Richard Wagner, in einer Zeit, wo dieser Name an jedem Hofe verpönt war. Sie aber wußte über dem Künstler den Menschen zu vergessen, und diese Weimarer Auführungen haben den Grund zu Wagners Popularität gelegt.

Die Töchter Maria Pawlowna's, Maria und Augusta, hatten sich mit den prinziplichen Brüdern Karl und Wilhelm von Preußen, ihr Sohn Karl Alexander mit Sophie, Prinzessin der Niederlande, vermählt. Glückliche Kinder und fröhliche Enkel umgaben das geliebte Fürstinnenpaar. Namen die „kleinen Berliner“ zu Besuch, so fuhr die Großmutter mit den Kindern nach dem Lustschloß Belvedere hinaus, in dessen geräumigem Park ihnen Schaukel, Caroussel, Kegelbahn und eine kleine Menagerie Unterhaltung gewährten. Heute noch steht in einem Zimmer dieses Schlosses und neben dem rothen Lederstuhle, in dem die Großmutter gesessen, ein Tisch mit Spielzeug, mit dem sich die Enkel vergnügt. Kleine Korbstühle umgeben den Tisch, und die Kinder konnten sich hier Stunden lang beschäftigen, während die Großmutter las. Ihre Vorliebe für Belvedere hatte sich mit den Jahren noch gesteigert; selten wählte sie jetzt die anderen Schlösser, Tiefurt, Eittersburg und Dornburg, zum Aufenthalt. In den von ihr bewohnten Gemächern auf Belvedere ist Nichts geändert, und dem Besucher des Schlosses, das Jedem offen steht, werden besonders die zahlreichen Porträts der russischen Kaiserfamilie Genuß gewähren. Das Bild der Württembergerin Maria Feodorowna, der Mutter der Großherzogin, ist das bedeutendste in dieser Galerie: eine majestätische Erscheinung, in den Augen Güte und Liebe. Unter diesem Bilde nahm Karl Friedrich von seiner Gemahlin Abschied. Ein Siebziger, wurde er in die Fürstengruft gesenkt, und die Thränen der Reichen und Armen waren der schönsten Schmuck auf seinem einfachen Sarge. Noch kurz vor seinem Tode hatte er sich von einem Gothaer Künstler malen lassen; es ist das Bild, welches an der Tapetenwand vor dem Lager Maria Pawlowna's hängt.

Vor ihrem Sterbelager! Im Sommer 1859 ging sie zu Gott ein. Hinter der dunklen Fichtenwand im Park von Belvedere stieg der Mond empor, und im Gebüsch neben dem Schlosse sang eine Nachtigall. Nicht nur ihre Kinder, Alle im Lande beweineten den Tod der Mutter, denn für Alle hatte sie ein Herz gehabt und Allen Gutes gethan. Ihr Sarkophag wurde in der Fürstengruft beigelegt, und der Bau eines Mausoleums sofort

in Angriff genommen. Jetzt ragt dasselbe hoch über die Fürstengruft hinaus, ein prächtiges Gebäude mit bunten Fenstern und mächtiger vergoldeter Kuppel.

[2394]

Karl Neumann-Strela.

Kaiserin und Sängerin.

Historische Novelle von Luise Mühlbach.
(Fortsetzung.)

Dicht vor der Kaiserin blieb die Signora stehen und machte eine tiefe, kunstgerechte Verbeugung. Dann aber richtete sie sich wieder empor und hob das Auge zu jener auf, nicht mit dem Blick einer demüthigen, bescheidenen Sängerin, sondern mit dem stolzen Ausdruck einer beleidigten Schönen, einer Fürstin, die ihrer Majestät sich verlegt fühlt.

„Kaiserliche Majestät,“ sagte sie mit ruhiger, klangerfüllter Stimme, „ich beklage es tief, daß ich gleich in dem Momente, da mir zuerst das Glück zu Theil wird, der großen Czarina gegenüber zu stehen, mich zu beschweren habe!“

„Wirklich? Und weshalb hätte die Signora sich zu beschweren?“ fragte Katharina, indem sie sich langsam auf den Fauteuil niederließ und Drlow mit einem Wink bedeutete, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Ich habe mich zu beschweren, daß man mich jetzt schon Curer Majestät gebracht hat, da es doch sowohl die Ehrfurcht vor der Kaiserin, wie auch vor der Sängerin verlangt hätte, daß ich zum mindesten meine Toilette ein wenig ändern dürfte!“

„Wozu bedürfte es dessen?“ jagte Katharina achselzuckend. „Ich habe Sie nicht hierher befohlen, um Ihre Toilette zu bewundern, denn ich bin überzeugt, daß Sie aufs glänzendste derselben versehen sind, sondern ich habe Sie nach meiner Bedenz berufen, um Sie zuzuhören, und Ihre Stimme bedenklich hoffentlich nicht der Toilette.“

Ein rascher Blick aus den großen, schwarzen Augen traf die lächelnde Angesicht der Kaiserin.

„Wer weiß, Majestät,“ sagte sie. „Es geht der Stimme es jeder Frau geht; und wäre sie noch so schön, noch so erhaben, sie bedarf doch ein wenig der Toilette! Die Toilette der Stimme ist die Ruhe, und deren ist die meine wahrlich sehr bedürftig nach dieser langen, anstrengenden Reise. Denn ich muß Curer Majestät gestehen, ich meine wohl, alle Leidensstationen auf diesem langen Wege von Wien hierher durchgemacht zu haben, und bin nun im Paradiese angelangt zu sein!“

Das Angesicht der Kaiserin hatte einen stolzeren Ausdruck angenommen; sie fand die ganze Art der Sängerin viel zu familiar und erhob sich jetzt von ihrem Sitze.

„Sprechen wir gleich von unsern Angelegenheiten,“ jagte sie lebhaft. „Ich habe Sie kommen lassen, weil ich begierig auf Ihre Kunstfertigkeit, denn man hat mir staunenswerthe Dinge von Ihnen erzählt! Man nennt Sie die Zauberin von Italien, ich sage Ihnen im voraus, meine Liebe, Sie finden an mir eine ziemlich ungläubige Natur, und es wird Ihnen schwer werden auch mich in Ihre Zauberkreise einzuspinnen!“

„Um so größer, Majestät, wäre dann mein Ruhm, wenn mir gelänge!“ rief die Gabrieli, stolz ihr Haupt zurückwerfend und mit vollem, offenem Blick der Kaiserin in das Antlitz schauend. Diese aber neigte nur leise das Haupt.

„Wir werden ja sehen,“ jagte sie. „Lassen Sie uns jetzt von dem Wichtigsten sprechen! Ich habe mir vorbehalten, Ihnen selbst über Ihre Gage zu verhandeln!“

„Und Ihre Majestät sehen, daß ich darauf kein großes Gewicht gelegt habe, denn ich bin gekommen, obwohl die Gage ein unbestimmtes Etwas noch in der Luft schwebt! Ich traute aber auf meine Kunst und auf den großen Sinn der Czarina!“

„Sie sollen sich in Ihrem Vertrauen nicht getäuscht haben, rief die Kaiserin mit stolzer Miene. „Wir wollen gleich um Verhandlungen beginnen und auch beendigen. Ich will Sie zuzuhören und dann Ihre Gage bestimmen! Kommen Sie, wollen in das Musikzimmer gehen!“

„Majestät,“ rief die Gabrieli erstaunt, „jetzt soll ich singen?“ „Nun,“ jagte die Kaiserin, „ich meine, ich könnte Ihnen keine größere Schmeichelei über Ihre Stimme machen, denn bilde mir ein, daß dieselbe durchaus keiner Toilette bedarf! Kommen Sie! Gieb mir Deinen Arm, Drlow!“

Sie winkte nach der Thüre hin, und Graf Gelagin trat vor ihr her nach der Thüre zu tänzeln und sie zu öffnen. Die Kaiserin, am Arme des Grafen Drlow, schritt in das Musiksaal. Die Signora Gabrieli aber war anfangs mit ergötzen Blicken in dem Cabinet stehen geblieben, sie schien mit sich zu kämpfen, ob sie dem stolzen Befehl der Kaiserin Genüge leisten sollte. Dann überwand sie ihren Unwillen und mit entschlossenen Schritten folgte sie der Kaiserin.

Gelagin hatte schon, als Katharina eintrat, den Flügel geöffnet, und Graf Drlow die Kaiserin nach dem Divan geleitet, auf welchem sie sich niederließ.

„Singen Sie also, Signora,“ befahl die Czarina. „Singen Sie und betrachten Sie uns als den Areopagus, der über Ihre Kunst sein Urtheil fällen wird!“

Die Signora verneigte sich tief. „Ich kann mich nicht rühmen, Majestät, daß ich das erhabenste Publikum von Europa vor mir habe. Aber um vor diesem Publikum zu können, bedarf es doch noch —“

„Nun, was denn?“

„Bedarf es eines Accompagneurs, Majestät!“

„Was ist das für ein Geschöpf?“ fragte Katharina lächelnd. „Majestät, es ist ein Geschöpf in der Art wie der Kaiserliche Majestät. Er hilft uns bei der Ausübung unserer Kunst, er ist unsere rechte und unsere linke Hand, und wir ohne ihn eben so hilflos, wie es Kaiserliche Majestät ohne die Sklaven — oder Ihre Minister sind!“

„Das Gleichniß paßt nicht, mein Kind,“ sagte die Kaiserin trocken, „wir regieren durch unser Selbst. Die Czarina ist die Herrscherin. Ziemlich will es mir aber nicht erscheinen, daß Signora ihre Beispiele immer so hoch hinauf sucht! Nun wird schon lernen, meine Liebe, sich unseren Sitten und Gebräuchen zu fügen! Was aber den Accompagneur betrifft, so ich bitten, daß Sie ihn heute mit ihrer eignen Person vertreten!“

„Unmöglich!“ rief die Gabrieli bestig, „man kann nicht gleich singen und spielen! Das ist eine Forderung, welche Niemand an mich gestellt hat! Wenn Majestät befehlen, so

singen soll, so muß ich bitten, auch meinen Accompagnateur zu befehlen!"

Gelatin war indeffen ehrfurchtsvoll zu der Kaiserin herangekehrt und hatte ihr einige Worte in das Ohr geflüstert. Die Kaiserin nickte.

"Ja, lassen sie den Menschen heraufkommen!" Und während Gelatin nun aus dem Saale eilte, wandte die Kaiserin sich zu der Signora hin: "Der Minister meldet mir, daß er Ihr Gefolge, denn es hat der Signora beliebt, mit einem Gefolge wie eine Fürstin zu reisen, mit hierher gebracht. Sicherlich befindet sich unter Ihren Leuten der Mensch, dessen Sie bedürfen, ein Accompagnateur!"

"Ja," antwortete die Signora, "es befindet sich unter meinen Dienstpersonal ein Accompagnateur, der zugleich mein Secretär ist. Mein Freund, der Fürst Kaunitz, hat ihn mir als einen zuverlässigen Mann empfohlen und mir ihn nachgeschickt."

"Ach, Sie rühmen sich der Freundschaft des Fürsten Kaunitz!" rief die Czarina.

Die Signora verneigte sich ein wenig. "Majestät," sagte sie mit einem stolzen Lächeln, "der Fürst von Kaunitz rühmt sich in der That meiner Freundschaft, und er ist der einzige Mann, den ich nicht als einen Uebermüthigen dementire, wenn er es thut!" Die Kaiserin lächelte, belustigt, wie es schien, von den stolzen Worten der Sängerin.

Sie würden also nicht Jedem die Erlaubniß ertheilen, sich Ihren Freund zu nennen?"

"Nein, Majestät, weil es nur sehr wenige Männer gibt, welche ich meiner Freundschaft für würdig erachten könnte!"

"Ah, Graf Drlow!" rief Katharina, sich ihrem Günstling zuwendend, "hören Sie nur! Ich bin doch begierig, zu wissen, ob Sie solcher hohen Ausnahmestellung gewürdigt werden könnten!"

"Aber ich," rief Drlow hastig, mit einem zornigen Blick auf die übermüthige Sängerin, "ich gestehe, daß ich durchaus nicht begierig bin, mich eines solchen Titels würdig zu zeigen! Eure Majestät wissen, daß ich Nichts von der Kunst des Klimperns und Pfeifens verstehe, und ich bekenne, daß ich auch sehr wenig davon halte, und daß es mir ganz gleich ist, ob mein Jagdhund heult, oder eine Signora singt! Es gibt für mich nur eine Musik, das ist die Stimme meiner Kaiserin!"

Tiefe Rührpuncte war einen Moment über das Antlitz der Sängerin bei diesen Worten des Grafen hingehaucht. Sie öffnete schon die Lippen zu einer heftigen Erwiderung, doch schloß sie sie wieder und ballte triumphhaft die Hände ineinander, als wolle sie sich selber zusammenraffen.

In diesem Moment öffnete sich die Thür, und hinter dem Minister Gelatin trat ein junger, hochgewachsener, schöner Mann ein. Die Kaiserin wandte ein wenig das Haupt zu ihm hin.

Sie sind der Accompagnateur der Signora Gabrieli?"

Er verneigte sich tief und sprach ein bescheidenes Ja.

Nun, Signora, beginnen Sie!" befahl die Kaiserin.

Die Signora winkte mit einer gebieterischen Handbewegung den Accompagnateur zu sich heran und flüsterte mit ihm. Dann, während der letztere sich an dem Flügel niederließ, löste sie mit einer raschen Bewegung den Gürtel, welcher den Pelzmantel zusammenhielt, ließ diesen zu ihren Füßen niedersinken und stand nun da in enganschließendem, blauem Seidengewande, das an seinen unteren Enden prachtvoll mit Silberstickerei geziert und sehr wohl geeignet war, zu einer glänzenden Gesellschaftstoulette zu dienen.

"Majestät," sagte die Gabrieli, "nochmals bitte ich um Entschuldigung wegen meines einfachen Kleideides, das allerdings nicht würdig ist, sich im Saale der Czarina bemerkbar zu machen! Wenn es Eurer Majestät jetzt gefällig ist, beginnen wir."

Die Kaiserin nickte leicht mit dem stolzen Haupt. "Ja, beginnen Sie und, Signora, bedenken Sie auch, daß sich nach Ihrer Kunstfertigkeit die Gage richtet!"

Die Gabrieli zuckte zusammen, aber sie schwieg. Der junge Mann hatte jetzt leise auf den Tasten einige Accorde angeschlagen und spielte die Introduction.

Und jetzt hub Signora Gabrieli an zu singen! Leise anfangs, in sanft schwellenden Tönen sang sie das Recitativ; stolz und triumphirend ward ihre Miene, die Augen flammten, und jubelnd schmetterte ihre Stimme, als sie darauf die Arie begann: "sono regina e sono amante."

Die Kaiserin schaute erstaunt zu ihr hin. Ja, sie sah aus wie eine Königin und sie war es auch werth, geliebt zu sein; sie verdiente die Bewunderung der ganzen Welt.

Die Czarina dachte groß genug, um sich das in ihrem Herzen einzugestehen, und sie liebte auch die Musik zu sehr, um von diesem wundervollen Gesange, von dieser Virtuosität und dieser herrlichen Stimme sich nicht hinreißen zu lassen.

"Brava, brava, Signora," rief sie entzückt, als die Gabrieli geendet hatte.

"Brava, brava," wiederholte sie. "Nicht wahr, Drlow, das ist in der That eine prächtige Stimme? Und welche Gluth des Vortrags und welche Kunstfertigkeit! Signora, ich mache Ihnen mein Compliment! Sie sind wirklich eine Künstlerin, und ich begreife sehr wohl, daß Sie überall Enthusiasmus erregten. Sage doch, Drlow, bist Du nicht auch entzückt?"

"Ich?" fragte Drlow, der mit gleichgültiger Miene und ohne die Augen zu erheben, neben der Kaiserin gesessen, "ich, entzückt? Ich bin es in diesem Augenblick, Czarina, da ich Dich anschau."

Katharina schüttelte ihr Haupt und lächelte. "Nein, mein Drlow, ich verlange von Dir, daß Du entzückt sein sollst von der Künstlerin, der Sängerin."

"Nun ja," sagte Drlow, "sie versteht sehr gut zu zwitschern, und wärest Du nicht neben mir, Majestät, so hätte ich glauben mögen, mich auf meinen Gütern in der Krim zu befinden, wo die Lerchen und die Dompfaffen zwitschern und jubiliren. Aber wahrlich, die verstehen es doch noch besser, als die Sängerin."

"Ach, Graf, Du verstehst Nichts davon," sagte Katharina mit einem sanften Lächeln. "Du bist in Allem, was die Musik betrifft, ein Barbar! Aber die Signora Gabrieli hat so wundervoll gesungen, daß ich von Dir verlange, Du sollst auch entzückt sein und sollst auch der Signora, wie ich, Deine Bewunderung ausdrücken."

"Nun denn," sagte Drlow, sich mit einer halben Bewegung seines Hauptes an die Sängerin wendend, "nun denn, Sie haben recht gut gesungen, meine Kleine."

Die Gabrieli bebte leise zusammen und wandte das Haupt zurück, als suche sie hinter sich die "Kleine", zu welcher Graf Drlow gesprochen.

"Haben Sie nicht gehört?" fragte er mit lauterer, fast drohender Stimme, "haben Sie nicht gehört? Ich mache Ihnen mein Compliment, liebe Kleine."

"Ich habe Ihre Worte gehört, mein Herr," sagte die Gabrieli in ruhigem, festem Ton, "ich habe Ihre Worte gehört, aber ich weiß auch, daß sie nicht an mich gerichtet sind! Denn ich bin nicht klein, ich bin, wie Sie sehen, ziemlich lang gewachsen und ich bin außerdem eine große Sängerin! Folglich sprach Graf Drlow nicht zu mir."

"Signora," rief Drlow mit schnell aufflammendem Zorn, "Signora —"

Aber die Kaiserin legte sanft ihre Hand auf seinen Arm. "Ruhig, Drlow, wir haben jetzt die Sängerin geprüft, und ich bekenne es freimüthig, daß ich sie für die erste Künstlerin Europa's halte. Und jetzt, Mademoiselle, wollen wir von dem sprechen, was für Sie die Hauptsache ist, von Ihrer Gage."

Ein flammender Blick der schwarzen Augen traf wieder das Antlitz der Kaiserin.

"Majestät, ich bitte um Entschuldigung, nicht die Gage ist für mich die Hauptsache, sondern der Ruhm und die Anerkennung Eurer Majestät."

Die Czarina lächelte.

"Worte, Mademoiselle! Sie klingen gut, doch ich denke, auch unsere russischen Rubel werden einen guten Klang bei Ihnen haben. Nun, sagen Sie, wie viel Gage begehren Sie? Ich wünsche Sie auf ein Jahr an Petersburg zu fesseln, also wie viel, Signora? Sie wissen, ich habe Ihnen meine Achtung und mein Vertrauen bewiesen, indem ich, ohne Sie gesehen zu haben, Sie hierher berief. Nun lassen Sie uns den wichtigsten Punkt rasch beenden! Wie viel Gage also für das Jahr?"

"Majestät, das ist einzig Sache meines Secretärs," erwiderte die Gabrieli stolz, indem sie auf den jungen Mann deutete, der hinter ihr stand. "Ich erlaube mir zu bemerken, daß er über diesen Punkt, über welchen ich niemals spreche, zu verhandeln hat."

Die Kaiserin presste die Lippen aufeinander.

"Nun denn," rief sie gebieterisch, "wie viel?"

"Majestät, zu Befehl," sagte der junge Mann, sich tief verneigend, "die Signora Gabrieli beansprucht für dies Jahr, in welchem sie sich verpflichtet, zwei Mal in der Woche in Petersburg zu singen, eine Jahresgage von fünftausend Ducaten."

Die Kaiserin sprang von ihrem Sitze empor. "Wie? Habe ich recht gehört? Eine Jahresgage von fünftausend Ducaten? Antworten Sie selbst, Signora, ist das Ihre Forderung?"

"Zu Befehl, Majestät, mein Secretär hat seine ganz bestimmten Begehren."

"Fünftausend Ducaten!" wiederholte die Kaiserin, "aber das ist ja ein Gehalt, wie ich es meinen Feldmarschällen gebe."

"Nun, Majestät," erwiderte die Gabrieli sich tief verneigend, "dann bitte ich nur, daß Sie auch Ihre Feldmarschälle wollen singen lassen."

Die Kaiserin zwang ein Lächeln auf ihre Lippen.

"Sie haben Recht, sich bei mir so theuer als möglich zu verkaufen, nachdem Sie es vielleicht anderswo billiger gethan," sagte sie mit einem schneidenden Hohn in ihrer Stimme. "Doch es sei, ich bewillige Ihnen die Forderung, und Sie sollen dafür zweimal wöchentlich in der Oper singen. Nun aber sind Sie meine Unterthanin! Ich rathe Ihnen, sich als solche zu fühlen und mich durch ihren Pflichterfüllung zufrieden zu stellen. Sie sind entlassen, Signora Gabrieli, und morgen Abend in der Oper wollen wir Ihre Kunstfertigkeit aufs Neue bewundern."

Die Sängerin näherte sich der Kaiserin mit vollkommener Ruhe, und dicht vor ihr erst neigte sie sich tief.

"Ich habe die Ehre, mich zu verabschieden, und ich werde morgen hoffentlich die Zufriedenheit Eurer Majestät zu verdienen wissen."

Dann richtete sie sich wieder empor und, langsam das Haupt zu Drlow hinwendend, sagte sie mit fast gebieterischer Stimme: "Herr Graf, ich bitte um Ihren Arm."

Der Graf sah sie befremdet und erstaunt an.

"Wie, was sagten Sie ja, Signora?"

"Ich sagte, daß ich um Ihren Arm bitte, damit Sie mich zu meinem Wagen geleiten."

Die Kaiserin lachte hell auf, während eine dunkle Zornesgluth einen Moment das Antlitz des Grafen überzog.

"Du mußt ihr vergebens drolen," sagte die Kaiserin immer noch lachend. "Die Signora kommt aus einer anderen Welt, aus einer Welt, wo die Künstlerinnen den Fürstinnen gleich stehen. Sagen Sie mir doch, Signora, man hat mir erzählt von der wahnsinnigen Leidenschaft, welche der Fürst von Parma zu Ihnen hegte, ist das begründet?"

"Majestät," erwiderte die Signora, "ich würde das Geheimniß eines Herzens nie verrathen. Aber der arme, gute Fürst hat es freilich selbst in die Welt ausgeplaudert, und so darf ich es zugehen. Ja, er war für mich von einer unglücklichen Liebe erfüllt."

"Von einer unglücklichen?" fragte Katharina mit leisem Spott. "Lassen Sie Ihre Anbeter in unglücklicher Liebe schmachten?"

"Es scheint, Majestät, daß ich darin eine Ausnahme mache von vielen Frauen. Ich folge nur meinem Herzen. Ich liebte den Fürsten von Parma nicht, und die empörenden Ausschreitungen seiner Leidenschaft waren in der That nicht geeignet, eine Liebe in mir zu erwecken."

"Man erzählt, daß er in einem Anfall von Eifersucht und blindem Zorn Sie verhaften ließ. Ist das wahr, Signora?"

"Ja, Majestät, es ist leider wahr; der Fürst vergaß sich so sehr, daß er mich eines Tages, als ich aus der Oper heimkehrte, verhaften ließ."

"Und man führte Sie in ein Gefängniß, das wie ein Feenpalast ausgeschmückt war? Sie fanden eine Schaar von Dienern, kostbare Möbel, prächtige Schmucksachen und waren wie die Königin in einem Märchenloß? Ist das Alles wahr?"

"Es ist Alles wahr, Majestät."

"Und dennoch erhörten Sie den Fürsten nicht, Signora? Alle diese Beweise seiner Leidenschaft konnten Sie nicht erweichen?"

"Nein, Majestät, ich liebte ihn eben nicht."

"Wie?" rief die Kaiserin lächelnd. "War denn der portugiesische Gesandte, um dessentwillen der Fürst so eifersüchtig war, so viel reicher, als der Fürst?"

Die Signora schrak zusammen, als fühle sie sich von dem Stich einer Natter getroffen. Mit herausforderndem Blick schaute sie in das Antlitz der Kaiserin; schon öffnete sie den Mund zu einem heftigen Wort, dann aber presste sie die rosenfarbenen Lippen fest aufeinander, ohne ein Wort der Erwiderung.

Die Augen der Kaiserin ruhten mit einem Blick voll stolzer

Verachtung auf ihr; dann, als die Signora immer noch schwieg, neigte sie leise das Haupt.

"Auf Morgen also, Signora Gabrieli."

"Auf Morgen, Majestät," sagte diese, kaum im Stande, ihren Zorn zurückzuhalten. "Ich wiederhole, Graf Drlow, geben Sie mir Ihren Arm, um mich zum Wagen zu geleiten!"

Die Kaiserin lachte wieder hell auf. "Ich bitte Dich, Drlow, thue der Sängerin den Gefallen."

"Da Du es befehlst, Czarina, soll es geschehen," erwiderte der Graf und mit einem zornigen Blick auf das lächelnde Antlitz der Signora reichte er ihr den Arm dar.

Sie nahm ihn mit vollkommener Ruhe an, neigte sich noch einmal vor der Kaiserin und schritt an der Seite des Grafen hinaus.

Ihr folgte, gesenkten Hauptes, der Accompagnateur und Secretär. Schwiegend gingen sie durch die Reihen der Gemächer; Graf Drlow wandte kein Auge auf sie.

Jetzt, da sie den Corridor betraten, blieb die Gabrieli stehen. "Warten Sie einen Moment, Herr Graf," sagte sie. "Ich muß Ihnen überhaupt bemerklich machen, daß Sie für eine Dame viel zu schnell gehen. Sie schreiten hier in Rußland ziemlich rasch vorwärts, wie mir scheint! Wir in der übrigen civilisirten Welt, wir gehen leiser und vorsichtiger unsern Weg!"

"Ich rathe Ihnen, meine Kleine, daß Sie auch hier vorsichtig gehen," sagte Drlow rauh. "Doch haben Sie Recht, wenn mir das rasche Vorwärtsschreiten paßt, so ist das allerdings nicht für Sie."

"Sie sprachen da schon wieder ein Wort, Herr Graf, das mir nicht gefällt," erwiderte die Sängerin stolz. "Sie nannten mich zum andern Male Ihre Kleine. Ich will Ihnen aber Etwas sagen, Graf Drlow, Sie werden eines Tages meine Größe erkennen, und ich prophezeie Ihnen: riesengroß wird mein Bild in Ihrem Herzen thronen."

Graf Drlow lachte hell auf. "Wie meinen Sie das?"

Sie neigte sich ein wenig zu ihm. "Ich meine, daß Sie mich lieben werden, Graf Drlow, und daß ich dann Ihnen erscheinen werde wie eine aufgehende Sonne, die Ihre Augen blendet."

Er schaute sie fragend und befremdet an, als meine er, sie wage es, mit ihm zu scherzen; aber ihr Angesicht war ernst, und ihr flammendes Auge mit einem seltsamen Ausdruck auf ihn gerichtet. "Ja," sagte sie leise, ihm zurecht, "ja, Graf Drlow, Sie werden mich lieben."

Er lachte wieder. "Nun wahrlich, das ist eine Annahmung, die in ihrer Ungeheuerlichkeit meine Bewunderung erregt! Ich Sie lieben! Ich sage Ihnen, Signora, ich bin kein Kunst-Enthusiast und ich halte Nichts von dem Klimpern und Zirpen."

"Es ist möglich, Herr Graf," erwiderte sie ruhig, "daß Sie die Kunst nicht lieben, aber zu den Füßen der Künstlerin werden Sie doch bald um einen Blick der Gnade flehen."

"Wirklich?" fragte er höhnend, "zu Ihren Füßen, und Sie? Was werden Sie dann thun?"

"Ich, Herr Graf, werde Sie zu meinen Füßen liegen lassen, ohne Sie so huldvoll anzusehen, wie es vielleicht Fürstinnen und Kaiserinnen thun mögen. Ich aber, Katharina Gabrieli, ich dünke mich mehr, als eine Fürstin und eine Kaiserin; ich wäre im Stande, den Bettler, den ich liebe, zu mir zu erheben, und werde auch im Stande sein, den Grafen Drlow, den ich nicht liebe, im Staube zu meinen Füßen liegen zu lassen! Das merken Sie sich, Graf, und vergessen Sie nie, daß ich Sie gewarnt habe! So, nun lassen Sie uns weiter gehen!"

Sie nahm mit einer gebieterischen, stolzen Ruhe wieder seinen Arm und schritt den Corridor entlang.

Er schwieg, sprachlos vor Erstaunen oder Zorn. Er schwieg und nur zuweilen wandte er mit einer hastigen Bewegung das Haupt zur Seite und blickte auf die lächelnde Schöne, die so sicher und selbstbewußt an seiner Seite ging und die es gewagt hatte, dem Günstling der Kaiserin, dem von Allen gefürchteten Favoriten so höhniische Worte zu sagen.

Als sie die Treppe hinabgestiegen waren, blieb Drlow stehen und heftete seine großen braunen Augen fest auf die Signora.

"Sprachen Sie im Ernst, Signora? Sie glauben wirklich, daß der Graf Drlow so weit sich vergessen könnte, Sie zu lieben?"

"Ich sprach im Ernst, Graf, und ich beklage Sie schon im Voraus! Sie werden mich lieben, und ich, ich werde Ihre Liebe nicht erwidern."

Sie neigte sich tief und ließ seinen Arm los. "Nehmen Sie nun zurück zu Ihrer Kaiserin — und Sie, mein Freund, geleiten Sie mich zum Wagen."

Sie nahm den Arm des Secretärs und ging rasch mit ihm nach der Vorhalle, wo die Wagen warteten.

IX. Zwei Kaiserinnen Katharina.

Seit dem Abende, an welchem Signora Katharina Gabrieli in Giadagni's Oper debutirt und zum ersten Mal vor dem entzückt lauschenden Publikum die große Arie: sono regina e sono amante gesungen, war die Kaiserin nicht wieder in der Oper erschienen. Ihr Geist war mit den ernstesten Angelegenheiten ihrer Regierung beschäftigt, und große weitschauende Pläne nahmen ihr ganzes Interesse in Anspruch.

Auch an dem Benefizabend der Gabrieli war die Kaiserin nicht in ihrer Loge erschienen, aber auf ihren Befehl hatte der Großfürst Paul der Vorstellung beigewohnt.

Am Morgen nach dem Benefiz ließ die Kaiserin sich von den Begebenheiten des Theaterabends erzählen. Es war die Stunde des Dejeuner, die wichtigste für den ganzen Hof, denn sie bestimmte, je nachdem die Berichte, die sie am Morgen las oder durch den Polizeiminister vernahm, angenehmer oder unangenehmer Natur waren, die Laune der Kaiserin für den ganzen Tag.

Heute schienen die Berichte alle sehr friedlicher Natur gewesen zu sein, denn das Antlitz der Kaiserin strahlte in heiterem Glanze, als Graf Drlow in das Gemach trat.

"Du kommst zur rechten Zeit, Gregor," sagte die Kaiserin lächelnd, während er vor ihr auf das Knie sank und ihre Hand an seine Lippen drückte, "zur rechten Zeit, um von den Neuigkeiten zu hören, welche die Gräfin Prator uns mittheilt. Die Gräfin erzählst uns soeben von dem gestrigen Abend, von der Oper!"

"Ach, von der Oper," sagte Drlow nachlässig. "Von der Oper! Mir scheint, das ist das Langweiligste, was es in ganz Europa gibt, und ich danke Gott, daß Du nicht hingingst, Czarina, und mich dadurch von der Last befreitest, dem Gezwitscher zuzuhören!"

"Du bist der Einzige, Graf Drlow, der so denkt! Die Prator

*) Der Gabrieli eigene Worte.

kann Dir erzählen, daß es gestern ein wahrer Sturm des Entzückens und Beifalls war!"

"Ich fürchte, die Gräfin übertreibt ein wenig!" sagte Drlow. "Ich kann mir nicht denken, daß unsere Herren plötzlich in Affen und Narren sich verwandelt haben."

"Ich übertrieb in meinem Bericht durchaus Nichts," nahm die Gräfin Pradow das Wort, "die Signora hat alle Ursache, mit dem Erfolg des Abends zufrieden zu sein. Sie nahm übrigens den Enthusiasmus wie einen schuldigen Tribut entgegen und behielt auch diesen stolzen Ausdruck, als ihr am Schluß des ersten Actes die Geschenke auf die Bühne gebracht wurden. Die Bühne strahlte von Gold und Geschmeide, die Brillanten Ihrer Kaiserlichen Majestät —"

Die Kaiserin unterbrach sie. "Ich habe ihr das herkömmliche Geschenk gemacht. Aber Du, Drlow, was hast Du der Signora gegeben?"

"Ich, Majestät?" sagte er, anscheinend mit Verwunderung, "wahrhaftig, ich meinte, ich hätte ihr genug geschenkt, daß ich Deinem Befehl zufolge alle Abende ihren Vorstellungen beige-wohnt habe."

"Wie?" fragte Katharina erstaunt, "Du hast der Signora zu ihrem Benefiz Nichts geschickt?"

"Nein, wahrlich nicht!" rief der Graf, "soll Drlow vor anderen Cavalieren Deines Hofes nicht den Vorzug haben, daß er nicht Alles zu thun braucht, was die Anderen auch thun? Und außerdem, Czarina, wem der Sonnenglanz Deiner Gnade leuchtet, der ist für alles Uebrige blind!"

"Es ist mir doch nicht lieb, Gregor," sagte die Kaiserin mit einer leichten Wolfe auf der Stirn, "ich wünschte, Du wärst meinem Beispiel gefolgt! Es ist nun einmal so der Brauch, und ich will nicht, daß man Dich für geizig hält!"

"Majestät, nicht aus Geiz, sondern nur aus Nachlässigkeit habe ich es versäumt! Aber ich werde das Versäumte nachholen. Sie, Petrowitsch, geh' und sage dem Serje, meinem Kammerdiener, er solle Dir meine Diamanten geben, und dann bringe sie mir hierher."

Er hatte das zu einem jungen Grafen, Bagen der Kaiserin, gesagt und winkte mit einer gebieterischen Bewegung nach der Thür hin. Der Page erblaßte und senkte die Augen nieder, aber er folgte dem Befehle Drlows nicht.

"Nun, bist Du taub?" rief Drlow. "Ich sagte Dir, Du solltest gehen und dem Serje meinen Befehl hinterbringen! So gehe also!"

Die Kaiserin las auf dem Antlitz des jungen Grafen den inneren Groll und die Empörung. Sie wandte sich lächelnd zu ihm: "Ich bitte Dich, Petrowitsch, geh' und thue, um was Graf Drlow Dich bat!"

Der Page verneigte sich tief und eilte hinaus, aber zwischen den Portièren und von ihnen verborgen, schüttelte er die geballte Hand nach dem Zimmer hin und flüsterte: "Die Rache für Deinen Uebermuth wird nicht ausbleiben. Auch Deine Stunde schlägt dereinst, Gregor Drlow!"

Aber wie er aus den kaiserlichen Gemächern in die Antichambre trat, wo die Hofbeamten harrten, war sein Antlitz wieder lächelnd und ruhig. Einige Minuten später kehrte er mit einem Korbe in der Hand zurück.

"Nun bist Du, Czarina," rief Drlow, "habe die Gnade, unter diesen Kleinodien zu wählen, und das erste beste, was Deinen Beifall hat, das will ich der Signora Gabrieli schicken. Mir ist's gleichgültig, was sie bekommt, und Alles ist schön und unschätzbar, was Deiner Augen Strahl getroffen hat, Czarina!"

Die Kaiserin lächelte, nahm ein Etui nach dem andern aus dem Korbe und öffnete es. Wie das funkelte und blühte! Selbst die Kaiserin staunte zuweilen über die Menge köstlicher Juwelen, die schwarzen Perlen, die rosen Diamanten.

Jetzt hatte sie das letzte Etui geöffnet; es enthielt einen kostbaren Schmuck von türkischen Rubinen, mit großen Diamanten eingefaßt. Die Hofdamen alle brachen in laute Bewunderung aus, der Kaiserin Augen ruhten unverwandt auf dem Kleinod, und sie gewahrte deshalb nicht den forschenden Blick, welchen Graf Drlow jetzt auf sie warf.

"Das ist der schönste Schmuck von allen," sagte sie, "darum meine ich, Gregor, Du sollst diesen der Signora schicken, Du darfst von Niemand übertroufen werden."

Gregor verneigte sich. "Es soll Alles so geschehen, wie Du befehlst! Serje wird den Schmuck zur Sängerin tragen. Du erlaubst, Czarina, daß ich zurückkehre?"

Sie nickte ihm zu, und er verließ das Gemach. Aber sowie er sich allein sah, zog er hastig aus seiner Brusttasche ein zweites Etui hervor. Ein kleines Etui, das nur einen Ring enthielt, aber mit einem Solitair von unschätzbarem Werthe, ein Geschenk des Sultans.

Graf Drlow legte auch diesen kostbaren Ring noch in das Etui, das die Kaiserin ausgewählt hatte.

Nach kurzer Zeit kehrte er zu der Kaiserin zurück, die mit holdseligem Lächeln ihn empfing und ihn niederstehen hieß an ihrer Seite. Die Gräfin Pradow fuhr nun auf einen Wink Katharina's in ihren Erzählungen fort. Sie erzählte, wie man nachgerechnet habe, daß die Gabrieli mindestens dreihunderttausend Rubel an Werth gestern Abend erhalten. Sie erzählte ferner, daß die Signora außerordentlich freigebig sei gegen die Armen und daß sie täglich ganze Berge von Bittschriften erhalte und niemals eine derselben unbeantwortet lasse, sondern stets bereit sei, zu geben!

"Das macht, sie ist auch stets bereit, zu nehmen," sagte die Kaiserin stolz.

"Und die Narren sind auch stets bereit, ihr zu geben!" lachte Drlow achselzuckend.

"Ja wohl, stets bereit, zu geben," bestätigte die Gräfin. "Es wimmelt jeden Morgen in den Vorzimmern der Signora von Cavalieren; sie hat einen Hofhalt wie eine Fürstin. Ihre Empfangsstunde ist um zwölf Uhr, und doch läßt sie die Cavaliere oft drei bis vier Stunden warten!"

"Und sie warten auch so lange?" fragte Drlow.

"Ja, Graf Drlow, sie warten. Das ist jetzt so Sitte bei den Künstlerinnen, und es gehört für sie zum guten Ton, daß ihr Vorzimmer angefüllt ist mit Cavalieren, und daß sie dieselben antichambriren lassen!"

"Sie sollte es nicht wagen, mit solcher Insolenz mir entgegen zu treten!" rief Graf Drlow.

"Ich fürchte," bemerkte die Gräfin Pradow, "Signora Gabrieli hat vor Niemand und vor Nichts Respect. Sie wagt Alles, und ich glaube, sie wäre im Stande, auch Sie, Herr Graf, warten zu lassen."

Graf Drlow sprang erzürnt empor. "Wie? Sie glauben, Gräfin, die Signora würde mich auch warten lassen?"

"Ja, Herr Graf, ich bin sogar überzeugt davon!" Graf Drlow wandte sich erzürnt zu der Kaiserin hin. "Czarina, ich bitte Dich, schicke mich zu ihr! Ich will ihr beweisen, daß für mich keine Thür verschlossen ist, besonders, wenn ich im Auftrage meiner Kaiserin komme! Erzeige mir die Gnade, sende mich zu ihr!"

"Wohl, Du hast Recht! Wir wollen sehen, ob die Signora es wagt, auch meinen Boten, den Grafen Drlow zurück zu weisen! Gehe hin und melde ihr, daß ich sie morgen bei mir sehen will! Sie soll morgen während der Tafel singen! Das melde ihr! Gehe!"

"Ja, ich gehe und hoffe, bald Dir melden zu können, daß man den Grafen Gregor Drlow nicht warten läßt, wenn er anklopft im Namen der Kaiserin!"

"Und auch in seinem eigenen Namen, hoffe ich," lächelte Katharina, indem sie ihm die Hand darreichte. Er drückte diese Hand an seine Lippen und verließ dann das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

[2590]

Der Muezzin.

(Originalgemälde von Gerôme.)

Von Ludwig Pietsch.

Die Sonne ist nahe zum Rande der libyischen Wüste hinabgestiegen. Der westliche Horizont schwimmt in einem purpurgoldigen Dufte, für den auch eines Hildebrandt Palette kaum die entsprechenden Pigmente und Mischungen fände. Kleine streifige, leichte Wolkenflocken, welche einen Augenblick darin schweben, um eben so schnell wieder sich in den allgemeinen Goldbäther zerfließend aufzulösen, sehen aus wie zarte Rosenblättchen, während nach oben hin diese Gold- und Rosengluth durch alle Nuancen des verbläulenden Gelb, Meergrün und feinen Blau bis zu dem tiefen dunkeln Azur sich abtastet, der sich dort über uns wölbt. Das Wokfatamgebirg im Osten, die Kuppeln und die Minarets der zahllosen Moscheen aber, die sich aus dem gelbgrauen Häusermeer von Majra el Cahira erheben, wie dort die Gipfel der Riesendenkmale urältester Menschengeschlechter und ihrer Geschichte, die Pyramiden dort drüben am Rande der Wüste, werden, von jenem glühend strahlenden Licht im Westen getroffen, in einen unbeschreiblich feinen und tief leuchtenden Orangeton getaucht, den man nur im Allande sieht und kennen lernt. Von der Höhe der Citadelle gesehen, über deren Wälle und Zinnen die große Ma-bastermoschee Mehemed Ali's ihre in der Form von denen der anderen 300 sehr abweichenden, schlanken, spitzen Minarets und ihre Kuppeln in diesen goldigen Dufte hinaufstreckt und schwingt, erscheint in solcher Stunde die ganze ungeheure Stadt wie ein wundervolles Traumbild, phantastisch, unwirklich, wie ein verlockendes Geschöpf der Fata Morgana, womit diese den Wüstenwanderer täuscht. Und in solcher Stunde tritt auf einen Balkon eines jener vielfach ausgekragten Minarets, an denen die arabishe Architektur ihr schönes Meisterstück gemacht hat, hoch über den flachen Dächern der Stadt, ein Muezzin oder Muebbin und läßt dort den Ruf erschallen, der alle gläubigen Kinder des Propheten zum Gebete mahnt. Unten in den noch immer vom dichten Gewimmel erfüllten Straßen vernimmt man diesen näselnden, kläglich vibrierenden Ruf kaum in dem allgemeinen Tumult. Aber deutlich sieht man dort hoch oben vor den Säulchen und Stalaktitenbogen der roth und weißfarbig bemalten festen Minarets die dunkle Gestalt mit Kaftan und weißem oder grünem Turban, von welcher der Ruf ausgeht.

Gerôme, der Autor unseres Bildes, der berühmte französische Maler, welcher dem Leben und der Natur des Orients so manches der ergreifendsten Bilder abgelaußt hat — wir erinnern nur an den "Gefangenen," gefesselt am Boden der Barke, die im Morgenlicht den Nil durchschneidet, an das Thor in Cairo, an welchem die abgetrennten Köpfe der Aufständischen aufgehängt sind, oder an den "Sclavenmarkt" auf der letzten Berliner Ausstellung — Gerôme hat seinen Standpunkt oben neben dem Muezzin gewählt und läßt uns von dort her nieder- und hinblicken über die flachen Dächer und die Kuppeln Cairo's, die im Abendglanze glühen und schimmern, bis hin zu den auch davon gerötheten breiten Kronen der mächtigen Nilatazinen und Sycomoren, deren dunkles Grün, in den schönsten Massen von der Natur gezeichnet und gruppiert, die ganze Stadt wie mit einem lebendig prangenden Gürtel umhegt. Von ihnen dem Blick verborgen, mag sich drüben durch das palmenreiche Nilthal eben jetzt der heilige Strom wie eine metallene glänzende Schlange wälzen. Hier oben ist heilige Ruhe, stiller Friede, sonnige Verklärung. Der fromme Diener Allah's und seines Propheten wird durch keinen profanen Anblick oder grellen Laut gestört, wenn er, hier stehend, die Seele begeistert zu Weiden erhebt und mit lautem Ruf erinnert, daß alles Volk desgleichen thue. Der geschäftige Lärm dort unten in den engen, oft von Matten und Bretterlagen verdeckten und beschatteten, vielgewundenen Gassen, dringt nur wie als dumpfes, aus Menschen- und Thierstimmen wunderbar gemischtes Summen zu ihm hinauf — ein Summen, in welchem der Ton rasselnder Räder, rollender Wagen freilich fehlt. Die Straßen der Halbfinstadt haben kein Pflaster, sind nur festgestampfte Erdwege oder Thausseer; und wie laut und tosend auch der großstädtische Lärm sie durchhallt, dieses Element des bei uns in der europäischen Heimath gewohnten mangelt gänzlich in dem allgemeinen rauschenden Concert. Aber die Stärke desselben verliert kaum etwas dadurch, Menschen-, Esel-, Kameel-, Büffelkehlen sorgen zur Genüge dafür.

Die Mahnung des Muezzin findet unten keineswegs nur willige Ohren. Die Bevölkerung Cairo's ist zu sehr mit christlichen, europäischen und griechischen Elementen durchmischt, um in ihrem Thun und Treiben, ihren Sitten und ihrem Verhalten durchaus den strengen Satzungen und Forderungen des Koran, den Lebensregeln des Propheten zu entsprechen. Wenn auch Taufende von Bekennern, sobald sie jenen Ruf zum Abendgebet vernehmen oder die Dämmerungsschatten sich über die Gassen breiten und die Minarets goldrosig im letzten Abendstrahl leuchten sehen, sich wo sie sich auch im Augenblick befinden — in der Nische des Kaufladens im Bazar, auf der Milbarke, die bei Bulak am Ufer liegt oder auf dem Strom dahinschwimmt, neben den Kameelen daherschreitend, im Café ihren Tschibuk rauchend, im Zuckerohrfeld arbeitend oder den von der zurückgewichenen Ueberchwemmung frei gelegten Acker pflügend oder besäend — wenn sie, nach Osten gekehrt, sich auf die Kniee werfen, mit häufigen Neigungen des Hauptes sich wieder erhebend und wieder niederwerfend, die vorgeschriebenen Gebete zu Allah's Thron hinaufsenden, so geht

an den Herzen von eben so vielen Tausenden derselbe Ruf ungehört und unbeachtet vorüber, Geschäft, Arbeit oder Genuß aber ununterbrochen ihren Gang weiter. Der einseitige Glaubensfanatismus hat wie überhaupt in Aegypten auch in Cairo keine rechte Stätte mehr. Wie diese wunderbare Stadt an wahrhaft großstädtischem Wesen ihrer Bevölkerung jede "civilisirte" Metropole Europa's beschämen kann (fällt doch Nichts, selbst das Auerhörteste in Erscheinung und Tracht, in ihr auf), so sucht sie auch in der Toleranz ihres Gleichen. Dieser heutige Zustand ist das Resultat einer Wandlung, die sich im Verhältniß zu anderen Städten außerordentlich schnell vollzogen hat. Vor Mehemed Ali's Zeit bezeichnet der Gegensatz davon das wahre Verhältniß. Seine durch rücksichtslosen Despotismus zur praktischen Geltung gebrachte Vorliebe für europäische, speciell französische Civilisation und Lebensart, von welcher der Beginn jenes großen Umschwungs stammt, hat sich in noch verstärktem Maß auf den gegenwärtigen Befehlreich des Pharaonenlandes übertragen. Und wie dieser äußerlich die bisherige Phhysionomie seiner herrlichen Hauptstadt durch Anlage und Durchbrechung breiter geradliniger Boulevards, durch Anlage massiver Wauten, großer Plätze und Squares im modern-hausmannischen Pariser Stil, nicht zum Vortheil ihrer bisher so pittoresken Erscheinung, den abendländischen Musterstädten immer ähnlicher umzuwandeln bemüht ist, so hat er mit gleicher Energie und Gewaltthätigkeit auch die europäischen Anschauungen, Gebräuche, Geschmacksrichtungen und freilich auch — Unsitten und Laster der Bevölkerung seiner Hauptstadt gleichsam "in den Leib zu treiben" versucht. Das Umhülgreifen der französischen Tracht, das Wohlgefallen an Cafés chantants ("L'instar de Paris"), an französischen Ballettinen ist bis jetzt die sichtbarste Folge davon gewesen, über deren Heilsamkeit und Gerechtigkeit sich freilich streiten läßt. Sicher aber hängt auch jene Erschlaffung des muhamedanischen Fanatismus und jene Toleranz damit zusammen, deren sich jede Meinung und jeder Cultus in Cairo erfreut, während vor vier Jahrzehnten noch ihre Bekennung und seine Uebung dort als todwürdiges Verbrechen angesehen und gestraft wurden. Hand an die heiligen Grundabzungen des Propheten zu legen wird freilich kein muhamedanischer Herrscher wagen, auch wenn er ohne Gewissensbisse Wein trinkt und bei Dufotoy seine Garderobe schneiden läßt. Wie auch die französische "Civilisation" Aegyptens, in welcher der Suezkanal einen so ungeheuren Schritt vorwärts bezeichnet, weiter und immer weiter vorrücken möge — eine Zeit ist dennoch kaum denkbar, wo nicht mehr, wie auf unserm Bilde, wenn das glühende Gestirn des ägyptischen Tages zur Wüste niedersinkt, und jenes Zauber-spiel des Lichts und Duftes Cairo's schöne Wirklichkeit zum reizen den Märchentraum zu verflüchtigen scheint, der Muezzin herausträte wie hier, und — ob auch immer Wenigere darauf achten und der Mahnung folgen — "von jedem Minarete zum Gebet die Stimme schallet."

[2591]

Zur Geschichte deutscher Frauennamen.

Von Ludovica Hefekiel.

Es ist eine moderne Sitte oder besser Unsitte, über die schon Niehl in seinem Buch: "Die Familie" klagt, daß bei der Taufe eines Kindes so gar leichtsinnig mit dem Namen umgegangen wird, daß wir selten oder nie bedenken, wie der Name untrennlich ist von seinem Träger, ja, ein Stück desselben bildet, welches nicht wie ein altes Kleid abgeworfen wird. Besonders bei Frauen ist der Name viel wichtiger, als man gemeinhin denkt. Goethe macht in "Wahrheit und Dichtung" aufmerksam darauf, daß man seinen Töchtern hübsche Namen beilegen solle, weil es doch für einen Liebenden gar zu störend sei, eine Urjelblande z. B. zu besingen oder nach ihr zu seufzen; aber ganz abgesehen davon kann ein Name entscheidend einwirken auf das ganze Schicksal. Freilich werden nur wenige unserer Margarethen daran denken, daß ihr Name "eine Perle" bedeutet, und deshalb sich abmühen als Perlen ihres Geschlechts zu leuchten. Aber man nehme folgenden Fall: Eine Mutter aus dem Volke, ein vielleicht ganz braves Weib, nennt ihr Kind nach der Helbin irgend eines schlechten populären Romans Heliodora — es kommt das heutzutage häufig vor — das arme Mädchen hat schon in der Volksschule den Spott der Kameradinnen zu tragen, anhaltender Spott aber verdröbt den Charakter; sie kommt dann in die Welt, muß die Brod als Dienende suchen; welche Herrschaft mag ihre Bedienerin Heliodora rufen? Der prunkende Name wird in eine bescheidenere Mine oder Guße verwandelt, dies aber verdröbt das Mädchen man lockert ein natürliches Band, indem man jemand seinen Namen nimmt, wo aber erst ein Band locker geworden, da halten die anderen auch nicht mehr. Man gibt leider den Kindern jetzt Namen, ohne einen tieferen Grund zu haben, als weil er hübsch klingt; ob er in die Verhältnisse paßt, was er bedeutet, ist gleichgültig; ja, man erfindet neue Namen in Unzahl. Ueberhaupt in den letzten zwei Jahrhunderten die Zahl der weiblichen Namen ganz ungeheuer gestiegen, und ohne Plan, ohne Nachdenken wird bei der Wahl solcher verfahren. Hat es nicht etwas Lächerliches, wenn ein ehrsamere Schlächtermeister seine Tochter Berenice und Phyggenia taufen läßt, oder wenn ein bedieuerlicher Landjunker mit Claudia, Delphine und Dolores auf den monatlichen Kränzchen in der nächsten Kreisstadt erscheint? Ist es wohl in der Ordnung, daß der christliche Herr Pastor seine Töchter mit den heidnischen Namen Virginia und Aurora ruft?

Bis zum 16. Jahrhundert war die Anzahl der Frauennamen in Deutschland eine ziemlich beschränkte, in den meisten Familien erbten durch ganze Generationen immer wieder dieselben. Wurden aber einmal der Töchter gar zu viele, so griff man zu Heiligentalemern, doch gewiß nicht in die antike Welt, denn man hielt auf christliche Namen, und die Geistlichen widerstehen sehr energisch dem Ansinnen, andere, als bereits vorhandene Namen zu ertheilen. Von diesen Frauennamen, die bis zum 16. Jahrhundert in Deutschland vorkommen, soll hier die Rede sein; es sind nicht allein die speciell deutschen Namen, die, wie Walburg u. a., heut fast vergessen sind, sondern auch solche, die nach und nach sich in Deutschland eingebürgert haben. Die Vollständigkeit kann dabei natürlich kein Anspruch gemacht werden, es sind eben nur Beiträge zur Geschichte der deutschen Frauennamen.

Das Erste, was uns auffällt, wenn wir den in früherer Zeit vorkommenden Frauennamen nachforschen, ist die große Seltenheit des heutzutage gewöhnlichsten und auch wohl schönsten Namens: Maria. Der fromme Sinn der Deutschen scheute sich, sterblich Menschentum nach der heiligen Jungfrau und Gott nicht

mutter zu nennen, wie man auch keinen Knaben Jesus taufte, während man z. B. im bigotten Spanien doch nicht den geringsten Anstoß daran nahm. Statt Maria pflegte man in Deutschland die Mädchen Regina, Königin, zu nennen, denn Himmelkönigin ist bekanntlich die Jungfrau Maria. In der Mark Brandenburg

mens Margaretha sind, der sich auch sonst die wunderlichsten Aenderungen und Verkürzungen muß gefallen lassen, wie Mette, Meza, Meze, Greta, häufig auch Marga, so daß Merga und Märgen vielleicht nur durch die oft so seltsame Orthographie des Mittelalters entstanden sind. Wären aber Merga und Märgen

wie Giselberta, Engelberta, und Abänderungen, z. B. Bertilia und Bertalda. Noch häufiger indessen sind die Zusammensetzungen mit der Silbe trud, vor allen Gertrude, zusammengesetzt aus Ger und trud, „die Speervertraute“, welcher Nictrude, Wulftrude, Irntrud, Waldtrud, Plectrud, Erkentrud, Rometrud, d. i.



Der Muezzin.

z. B. findet sich der Name Maria, den man übrigens bis zum 16. Jahrhundert Marja sprach, was auch dem Hebräischen ähnlicher klingt, ganz entschieden erst nach der Reformation, die den Marien-Cultus aufhob. In den Rheinlanden kommt allerdings um das Jahr 1500 eine Märgen von Weinfeld vor, fünfzig Jahr früher eine Merga Walbott, aber es steht noch dahin, ob beides nicht ebenfalls Abkürzungen des im Mittelalter sehr beliebten Na-

wirklich Abkürzungen von Maria, so hätten wir eben eine Ausnahme, welche die Regel ja stärken muß.

Die im 9. Jahrhundert bei weitem am häufigsten vorkommenden Frauennamen sind entschieden Bertha und Gertrud. Bertha, der Name bedeutet die Leuchtende, ist ursprünglich wohl Berchta und Berchta gesprochen worden; außer der einfachen Bertha gefielen aber auch die mannigfaltigsten Zusammensetzungen

Ruhmtraut, sich anreihen, Alles Namen, deren voller Klang mit Unrecht vergessen worden ist oder wohl gar bespöttelt wird.

Zunächst Bertha und Gertrud dominirt Jahrhunderte lang die aus dem Hebräischen hergenommene Judith, die in Deutschland wohl hauptsächlich durch die schöne bairische Judith, Ludwig's des Frommen Gemahlin, in Aufnahme kam. Judith änderte sich um in Tutta und Gutta; auf einer Stammtafel von 1447

finden wir eine Guttin, auf einer anderen eine Guda oder Guta; es schrieb eben Jeder, so gut er's vermochte. Ein zweiter biblischer Name, den das Mittelalter sehr liebt, ist Esther; nach der Reformation wird derselbe häufig mit Maria zusammengesetzt, ja, noch im vorigen Jahrhundert kommen Esther Maria und Maria Esther häufig vor. Die schöne Judith war Ludwigs des Frommen zweite Gemahlin; auch seine erste führte einen namentlich in Süddeutschland sehr beliebten Namen, Ermengard. Gard bedeutet Schutz, und diese Endsilbe findet sich sehr oft an Frauennamen jener Zeit, z. B. Fjengard, Eijenschutz, und Lutgard, Leuteschutz; viel später, im 16. Jahrhundert, kommt auch noch Ehrensberg hinzu, dagegen ist Hildegard uralt. Armgard, die heut noch hin und wieder sich begegnen läßt, ist wohl nichts Anderes, als Ermengard. Lutgard könnte Anlaß zu der Frage geben, ob es synonym sei mit Ludwigs, Luberge und Luccardis; wir glauben fast, dies annehmen zu müssen, und in diesem Fall würden wir das schöne alte Lutgarde in zwei anderen Formen auf unsere Zeit gerettet haben, nämlich in Ludovica und Clotilde. Ludovica ist nur die latinisirte Ludwigs, Clotilde aber die weibliche Form von Clodwig, was mit Ludwig gleichbedeutend.

bleiben wir noch bei den Endsilben stehen, zunächst bei der Namengruppe, die sich mit mud, d. i. Muth, zusammensetzt. Wir haben da die schönen, sinnigen Namen Richmud (reich an Muth), Liesmud (Lebensmuth), Danmud, Demud, Gliesmud u. A.

Daran schließen sich die Namen mit den Endsilben berg und burg, die oft beide gebraucht werden, wie in Gerberg, d. i. Speerbergerin, und Gerburg. Hierher gehören ferner Walburg, Rothburg, Zungeburg und drei ganz eigenthümliche Namen, nämlich Hillenberg oder Hellinburg, Zllisberg und Regenbiere; letzteren Namen führt ein Fräulein von Gerresheim im 14. Jahrhundert.

Weit älter, als diese wunderliche Regenbiere, sind etliche Namen, die auch heut noch gang und gäbe sind, z. B. Ida; dann die im Norden vielfach vorkommende Hedwig und Heilwig, d. i. gesunde Kriegerin, die auch in Hadwig und Hadmunt umgeändert wird, und vor allen Dingen Sophia, die trotz ihres griechischen Ursprungs immerdar ein Liebling der Deutschen gewesen ist. Es läßt sich nicht übersehen, wie viele Sophien, Süphgen, Figen und Fiken seit alten Tagen in Deutschland gelebt und geliebt haben. Raum minder groß ist die Zahl der Margarethen, von denen wir schon gesprochen; ihnen reiht sich Elisabeth an, die man in Lieske, Liesch, Becke, Else, Lyse und Lisa verkürzte; auch Emma, eigentlich Inma, gleichbedeutend mit Biene — für ein fleißiges deutsches Mädchen gewiß ein anmuthiger Name — ist seit Karls des Großen Tochter, der Geliebten des klugen Eginhard, niemals selten gewesen und findet sich auch als Emmerand und Amaranth.

Neben diesen gebräuchlichsten Namen aber gab es auch noch sehr viele seltene, und hier ist es namentlich interessant zu verfolgen, wie fremdländische Namen bis über die Grenzen Deutschlands herüberdringen; so begegnen wir tief im Süden zu Anfang des 13. Jahrhunderts einer Carissima, am Rhein führt um dieselbe Zeit ein Mädchen den süßen französischen Namen Blancflor; die Mutter des Mädchens war keine Französin, und das deutsche Gedicht von Floren und von Blantschflur noch nicht geschrieben, der Name muß also lediglich aus Frankreich eingeschmuggelt sein, ebenso wie der einer Zeitgenossin, die sich Galand — soll doch entschieden galante heißen — von Knipping benannte.

Einer der schönsten Frauennamen des Mittelalters, der schon in der frühesten Zeit vorkommt, aber mit dem 16. Jahrhundert etwa völlig verschwindet, ist ferner Richenza. Ursprünglich heißt er Richardis und ist die weibliche Form von Richard; verändert und abgekürzt wird er in Rikiza, Riza, Richa und Rizza. Von der seligen Rikiza, die am Rhein hochverehrt wird, hat Simrock eine seiner schönsten Balladen gesungen. Die Jungfrau, angeblich eine Tochter Ludwigs des Frommen, ging tagtäglich in früher Morgenstunde von ihrem einsamen Gehöfte Arzheim trockenen Fußes über den Rhein, um am jenseitigen Ufer in St. Castors Münster zu beten; die Wellen beneigen ihren Fuß nicht, keine Gefahr droht ihr, doch, als sie an einem stürmischen Morgen ängstlich nach einem Pfahl greift, geräth sie in Todesgefahr und erst, als sie ihre Hoffnung wieder auf Gott allein setzt, gelangt sie wie immer ungefährdet ans andere Ufer.

Wieder heben sie die Wogen, und der wilde Flut entstieg
Tritt sie mit dem Fuß die Welle, schreiet fürder triumphierend,
Und gestärkt im Glaubensmuth nahet sie bald dem sichern Ziele.
In St. Castor wirkt noch Wunder, was der Welt von ihr geliebet,
In der Schaar der Sel'gen Gottes ist der Stuhl ihr angewiesen.

Eine spätere Aufzeichnung will Rizza als Abkürzung von Henrica hinstellen; da aber in dieser Aufzeichnung verschiedene Unrichtigkeiten vorkommen, scheint auch diese Annahme nicht feststehend. Richenza war wenigstens der üblichere Name, und er bedeutet die reiche Jungfrau, wobei indeß an Reichthum im Sinne von Gold und Geld schwerlich gedacht worden ist.

Auch die Namen Benigna und Benedicta sind schon vor dem dreizehnten Jahrhundert beliebt in deutschen Landen; zu ihnen gesellen sich Berlinda, Bolchinda und Reginlinda, Namen, die ebenso wie Voltrade und Sunderade (die weibliche Form von Gunther, d. i. Günther) sofort die hohen, blonden Frauengestalten im altdeutschen Gewande, den Spinnrocken in der Hand, vor unserer Phantasie auftauchen lassen. Ganz mittelalterlich sind auch die Namen Petrusa und Bonizetta, die namentlich in Süddeutschland häufig waren. Herbrugis (Heeresburg), Herlinga (dem Heer angehörig), Helrudis (fast noch mit einem heidnischen Klang, den Hel war die Unterwelt der alten Deutschen, woraus dann unsere Hölle wurde) deuten hin auf die alten Recken, die selbst in den Namen ihrer Töchter Anspielungen auf Kampf und Streit willkommen hießen. Viel seltener waren dagegen etliche Namen, die man in neuerer Zeit als urdeutsch wieder ans Licht gezogen hat, Thusnelda, Thundelinde, Teutburg und andere. Gerade das Christenthum hat solche Namen verdrängt, denn mit dem Christenthum kamen alle möglichen fremden Elemente in das deutsche Volk; griechische und lateinische, französische und italienische Heilige wurden Schutzpatroninnen der Kinder und gaben ihnen ihre Namen; so kommt Helene, meist in der Form von Elena, sehr früh in Deutschland vor, während z. B. die oben erwähnte Helrudis oder die in unseren Tagen wieder gebräuchliche Hertha als heidnisch unterdrückt wurden.

Eine ganze Gruppe von sehr hübschen, auch noch heut mit Recht beliebten, aber meist ganz anspruchslos auftretenden Namen, denen jedoch tiefere Bedeutung nicht abgeht, herrscht im dreizehnten Jahrhundert vor. Natürlich ist die Grenze nie anzugeben, wann ein solcher Name zuerst aufgetreten, dagewesen ist er oft schon Jahrhunderte lang, und man kann nur verfolgen, wann er besonders beliebt geworden. Im dreizehnten Jahrhundert war das entschieden Agnes; fast keine Familie jener Zeit, in der dieser aus dem Griechischen stammende Name nicht

mehrfach vorkommt. Die Legende erzählt, St. Agnes habe den Feuertod erlitten; Ignis, das Feuer, und Agnes oder Agnete haben eine Art Klangverwandtschaft, in der spanischen Form Ines tritt dies noch deutlicher hervor. An Agnes reiht sich Katharina, d. i. die Bichtige, ein Name, der seine Beliebtheit wohl der großen Verehrung verdankt, welche die heilige Katharina im Volk genoß. Dann folgt Anna, wie die Mutter der heiligen Jungfrau geheißen haben soll, gewiß der triftigste Grund, warum auch dieser Name sich einer so großen Verbreitung erfreute. Nicht weniger häufig ist der Name Adelheid, der auch schon früher besonders in der Form von Gilca vorkommt. Zusammengezogen wurde er in Alheid, Alheidis und Adela, verwandt ist ihm Adelsinde, was sich aber seltener findet. Brigitta und Barbara sind ebenfalls Lieblingsnamen damaliger Zeit, Barbara hatte namentlich in Fürstenthümern einen guten Klang, sie war die Schutzpatronin aller Bergleute, in späterer Zeit die der Artilleristen, wie denn im Französischen noch heute die Pulverkammer eines Schiffes Ste. Barbe heißt. Auch Agatha und Caecilia taufte man seine Töchter gern, ferner Kunigunde und Adalgunde; beide Namen werden in Gundel, Gunda und Gudula abgekürzt, so daß oft schlechterdings nicht nachzuweisen ist, welchen von beiden man anzunehmen hat. Sehr häufig war auch schon frühzeitig der Name Beatrix oder Beata, die Gesegnete, der jetzt ganz aus der Mode gekommen ist.

Im vierzehnten Jahrhundert erweitert sich der Kreis abermals; Namen, wie Philippa, Cordula, Emerentia, eigentlich Emerentiana — so hieß die Gespielin der heil. Agnes, die mit ihr den Märtyrertod starb — sind besonders in Gebrauch, vorherrschend wird aber das seit dem neunten Jahrhundert schon beliebte Mathilde oder Mechthilde, Mettke und Thilde abgekürzt. Die heilige Mathilde, so recht das Vorbild einer deutschen Fürstin, die Gemahlin des großen Kaisers Heinrich — des Städtebauers, wie man ihn freilich nicht sehr glücklich genannt hat, denn mit seinem Städtebauern sah es schwach aus — die Mutter Otto's I., der es wieder an Schmerz noch Freude gefehlt in ihrem Leben, ward die Lieblingsheilige aller Frauen und Mütter Deutschlands, daher die ungemaine Verbreitung des Namens. Einen andern heute sehr gebräuchlichen, Julie, gibt es im Mittelalter nicht, dagegen ist Juliane nachzuweisen, und Miane, das sich mehrfach findet, ist wohl nichts Anderes. Johanna kam häufig vor, in der Form Johanna, Jeanette und Schanette am Rhein schon im dreizehnten Jahrhundert. Am Rhein machen sich überhaupt die meisten fremden Anklänge bemerkbar; hier gibt's im vierzehnten Jahrhundert schon Floretten, Loretten und Lauretten. In vornehmen Familien liebte man damals auch Dorothea sehr; heutzutage scheint man sie nur noch für die niederen Klassen der Gesellschaft gelten zu lassen. Tröste dich, arme Dorothea, und beneide deine Herrin nicht, weil sie den einem christlichen deutschen Weibe sehr wohl anstehenden (!) orientalischen Namen Fatime trägt. Tröste dich, dein Name bedeutet die von Gott Gegebene — der ihrige ist nur eine Geschmackslosigkeit. Es ist nicht immer das Schlimmste, was wir in unserem Hochmuth verwerfen! Das Wort Engel ist als Taufname im Mittelalter nicht ungewöhnlich, man spricht es Angela, Angelica, aber auch kurzweg Engel und Engelen. Die oft zu findende Gisela ist nur eine Abkürzung von Giselberta, d. i. Speerberühmte, was auch in Gese und Geze abgekürzt wird. Oda, die Begüterte, ist wohl in Gese wie Uda und uralt; Frau Ute kommt schon im Nibelungenliede vor. Christine und Christiane, die Christin, findet sich früh und zwar in allen Ständen, ebenso wie Eva, seltsamerweise als ein glückbringender Name betrachtet.

Eine eigenthümliche Erscheinung des Mittelalters ist es auch, daß einzelne Namen von Männern und Frauen zugleich geführt werden, so Ingevald, d. i. des Schutzes waltend, und der schöne gothische Segeband, d. i. Segensband. Ein sehr alter Name ist Amalia, der aber nicht Ernährerin bedeutet, wie man im vorigen Jahrhundert behauptete, sondern sich einfach von den Amalern, dem Fürstengeschlecht der Goten her schreibt und ursprünglich Amala oder Amaley lautete.

Ernestine ist ebenfalls alt; wer hätte die Geschichte der Gräfin Ernestine von Gleichen nicht einmal in seinem Leben gelesen und gehört? Ebenso kommen Clementina, Magdalena, Martha und Jacobina sehr früh vor. Auch Rosina, Roisa, Rosalia, Rosamunde sind ganz mittelalterlich, der Gedanke, Mädchen mit Rosen zu vergleichen, lag zu nahe; darum ist auch Susanna — gleichfalls nämlich nichts Anderes, als Röschen bedeutend — so beliebt.

Wilhelmine läßt sich vor dem sechzehnten Jahrhundert nicht finden, dann tritt zuerst Wilhelma auf; auch Hermine erscheint zuerst in der Form von Hermann, jedoch schon ziemlich früh; unsere Henriette ist in Henrica unverkennbar. Friederica, die Friedenreiche, ist älter und findet sich in Friede, Rife, Frieda, Fredige abgekürzt. Doch ist Frieda auch häufig eine Verkürzung von Esfride, eigentlich Esfride, Alsfrede. Die im dreizehnten Jahrhundert häufig vorkommende Alveradis ist die weibliche Form von Alveris, was mit Adelbert, Alberich, Albrecht und Albert gleichbedeutend, d. h. Alveradis ist soviel wie Albertine.

Zu den alten Namen gehören auch Sabina und Leonore. Letzterer kommt in Deutschland früh vor, er ist einer von den Namen, die fast durch alle Sprachen gehen und in allen nur erdenklichen Formen auftreten. Mienor, Ellinor, Leonore, Lenore, Lore, Lorchen, Lorette, Nora, es ist Alles nichts Anderes, wie Leonore, „die Mitleidige“, und gewiß ist Mitleid eine ächt weibliche Eigenschaft. Noch älter sind wohl Imagina oder Imogen, Uthild (vielleicht nur eine andere Form für Ottilie) und Herzlande. Letzterer ist wohl der aus dem Parzival bekannte Name Herzeloide in einer Variante.

Im fünfzehnten Jahrhundert scheint die Herrschaft der Ursulen und Sybillen zu beginnen, auch Clara und Veronica werden häufig, neben ihnen fängt Lucia an, einen Platz zu behaupten. Auch Lucia ist lateinischen Ursprungs. Hin und wieder findet sich Lohse, unsere heutige Louise, die weibliche Form von Loys und Louis, den man jetzt einfach mit Ludwig identificirt, obwohl es noch keineswegs feststeht, ob Loys — so schreiben sich die französischen Könige des Mittelalters — nicht derselbe ist wie Aloys, so daß unsere Louise also nicht derselbe Name wie Ludovica, Clotilde und Lutgarde, sondern nur eine andere Form für Aloysia wäre.

Neben all diesen vorgedachten Namen, die bei weitem die häufigsten sind, kommen nun noch eine Menge Heiligennamen, wie Prisca, Scholastica u. a. vor, doch würde es uns zu weit führen, diese sämmtlich hier anzugeben.

Gegen Ausgang des Mittelalters tritt sehr häufig der Name Erdmuth auf, der nachher im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert seine Beliebtheit sich erhält, hauptsächlich weil sich in vielen Theilen Deutschlands ein wunderlicher Aberglaube daran

knüpft. „Erdmann und Erdmuth leben lange,“ sagte man in Brandenburg, und in Pommern hieß es: „Der siebente Sohn einer Familie muß Erdmann, die siebente Tochter Erdmuth heißen, sonst sterben sie.“ Die Erde hält das Gleichnamige gern länger fest, sie fühlt sich ihm verwandt, ein schlagendes Beispiel, welche Wichtigkeit unsere Ahnen den Namen beilegten. Erdmuthen haben wir wohl auch noch davon, aber wir hätten uns, sie zu offenbaren, obwohl jeder Mensch unwillkürlich sich dem hinzugezogen fühlt, der den gleichen Namen wie er selber trägt oder zum mindesten ein gewisses Interesse an ihm nimmt. In manchen adeligen Häusern herrscht noch immer die gute Sitte, denselben Namen allen Töchtern herrschend noch immer die gute Sitte, denselben Namen allen Töchtern des Hauses beizulegen, es ist ein Band der Zusammengehörigkeit mehr.

Nichts liegt uns ferner, als vergangenen Zeiten eine Lobred zu halten, es hat jede Zeit ihr Großes und Gutes, und die alten Zeiten heraufbeschwören thut nicht gut; den Beschwörern würde selbst am ängstlichsten dabei zu Muth werden, wenn das sehnlichst herbeigewünschte Mittelalter plötzlich mit all seiner Bändigkeit wieder über sie hereinbräche, aber in mancher Beziehung könnten wir doch von ihm lernen. Es ist wahrhaftig dasselbe, ob ein Mädchen Madine, Mine, Cora heißt und was für Namen wir mehr haben, oder Erdmuth, Margaretha und Gertrud.

G o l d !

Das Gold ist heutzutage nur noch „Robert dem Teufel“ Chimäre. Von der übrigen Welt gilt Gretchen's Wort beim allzusehr: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles.“ Eine Plauderei über das edle Metall, aus dem der Friedrich'sche Ducaten und andere schöne Münzen geprägt werden, scheint daher nicht unzeitgemäß.

Nur das Platina ist von allen bekannten Metallen schwerer als das Gold; was aber Geschmeidigkeit und Dehnbarkeit betrifft, so ist das Gold ohne Gleichen. Auch ist es so wenig zerreiblich, daß ein 1/10 Zoll starker Golddraht ein Gewicht von 500 Wunden trägt. Mit einer Unze Gold läßt sich ein circa 25 Meilen langer Draht vergolden, und ein Gran Gold zu einer Kugel von 56 Quadratzoll Umfang oder einem Draht von 500 Meilen Länge verarbeiten.

Diese Vorzüge, sowie sein Glanz und daß es sehr haltbar in geringer Menge gefunden wird, machten es zu allen Zeiten zu dem kostbarsten Metall.

Das Gold ist über den ganzen Erdball verbreitet, d. h. man hat es fast in allen Ländern der alten Welt gefunden, und zauberhaftes Erscheinen in der neuen Welt war vielleicht die mächtigste Reiz zur Erforschung derselben.

In den Büchern Moses' wird des Goldes schon in der 2. Mose's Erwähnung gethan, Abrahams Tagen schon war das Gold! Seitdem sind in der Geschichte des Goldes zwei große Ereignisse eingetreten, Ereignisse von ungeheurer Tragweite: Entdeckung America's durch Columbus, 1492, und die Entdeckung der „Goldfelder“ in Californien und Australien, 1848 und 1851. Man hat berechnet, daß im Jahre 1492 im Besitz der ganzen Menschheit nur für etwa 245 Millionen Thaler Gold war, was alljährlich neu hinzukam, erzeigte gerade nur das Verlorene gegangene. Aber die Eroberungen des Cortez und Pizarro wirkten einen durchaus veränderten Stand der Dinge. Die Schätze Mexico's und Peru's ergossen sich über Europa, währte die unglücklichen Ureinwohner als Sklaven in ihren eigenen Minen für die Bereicherung ihrer Unterdrücker arbeiten mußten. Doch lange schon vor Eröffnung der californischen Goldfelder hatten jene Minen nicht mehr die frühere Ergiebigkeit, und den ca. 35 Millionen Thalern, welche den Gesamtwert der jährlich gewonnenen Goldes repräsentirten, steuerte Mexiko allein die Hälfte bei. In kleiner Menge wurde Gold auch in Borneo, Celebes, Sumatra, in Japan und auf der Westküste von Afrika gefunden. Die berühmten ungarischen Bergwerke liefern weniger Gold, als Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn, Spiegeglas und Kobalt. Das russische Gold kam aus den Wäldern des Uralgebirges.

Da einmal erböten die Wundererzählungen von unerhöplichen Goldquellen Californiens. Das Vorkommen von Gold auf der Halbinsel war schon Drake bekannt geworden, seiner berühmten Expedition 1577, und Hakluyt thut desselben seinem Reisebericht speciell Erwähnung. Aber obgleich von zu Zeit unternehmende Köpfe es versuchten, Nachforschungen zu stellen, so scheint doch eine seltsame Apathie oder ein zu großes Mißtrauen gründlichere Forschungen verhindert zu haben. Zufall bewirkte, was drei Jahrhunderte verjäumt hatten. Captain Sutter, ein früherer Offizier der Schweizergarde, kam 1839 zu emigranten gezwungen, hatte sich in Californien niedelt und eine kleine Colonie gegründet, die er „New-Gelbena“ nannte. 1847 schloß er mit einem gewissen Marshall einen tract über den Bau einer Schneidemühle an einem Arm des Sacramento-Flusses ab. Während dieses Baues geschah es, ein kleines Mädchen, die Tochter des Mühlbauers, im Wässergewinne zufällig einen glänzendgelben Klumpen fand und ihn der Meinung, es sei ein schöner Stein, ihrem Vater zeigte. Sutter brachte den Fund zu Captain Sutter, welcher sofort ihn dem bald überzeugten, daß die ganze vom Sacramento und seinen zahlreichen Nebenarmen bewässerte Gegend Goldüberfluß berge. Trotz seiner Bemühungen, die unschätzbare bedeckung nur wenigen Personen bekannt werden zu lassen, breitete sich die Neuigkeit doch mit Sturmeseile; Answanderer von allen Weltgegenden strömten herbei, und die ganze Phantasie der Menschheit wurde bald eine andere. San-Francisco, Hauptstadt Californiens, die zur Zeit jenes goldenen Fundes ein ärmliches Dorf mit etwa 400 Einwohnern gewesen war, wurde in wenigen Jahren eine Bevölkerung von 40,000 Seelen und eine prächtige, gewaltige Stadt, die Capitale des amerikanischen Westens, der Endpunkt der bewundernswürthesten Eisenbahnen der Welt und die Rivalin New-York's in dem großen Wettstreit der Städte um den Sitz der amerikanischen Regierung. All dies ist binnen zwanzig Jahren, durch wenige Tonnen Gold bewirkt worden.

Was Australien betrifft, so war im Gegensatz zu Californien dort die Auffindung von Gold nicht Sache des Zufalls, sondern das Resultat wissenschaftlicher Forschungen eines Engländers, des Roderick Murchison (später zum Lohn dafür in den ronetstand erhoben). Seine Behauptung war um so allgemeiner, als er nie selber in dem Lande gewesen war, dessen

gene Reichthümer er aus Sicht zog, und als so manche Gründe gegen sie zu streiten schienen. Unter Anderem war es doch merkwürdig, daß durchaus kein goldener Schmuck, überhaupt kein Gold, sei es in welcher Form es sei, bei den Eingeborenen sich vorfand, als das Land von den Europäern entdeckt ward. Die in Mexico und Westindien gemachten Erfahrungen gaben diesem Umstand ein noch größeres Gewicht, denn dort hatten die Uebewohner, wenigstens auf so tiefer Culturstufe, daß sie nicht einmal den Gebrauch des Eisens kannten, nicht nur Gold im Ueberfluß, sondern auch die Kenntniß seines Werthes. Trotz alledem fuhr Murchison fort, sowohl bei der englischen Regierung, als bei Privatpersonen die Rathsamkeit von Nachforschungen in West-Australien zu betonen; seine Prophezeiungen aber fanden so wenig ein Ohr wie die der Cassandra.

Da — im Jahre 1844 — erhielt Murchison Gelegenheit, einige von Grafen Strzelecki aus Australien mitgebrachte Steinproben mit den Golderzeugnissen des Uralgebirges zu vergleichen, und damit war der factische Beweis geliefert, daß es im ersten Lande Gold gebe. Troßdem wurde nicht eher, als 1851 wirklich solches gefunden, im Bathurst-District, von einem gewissen Hargraves, der in den californischen Goldminen große Erfahrungen gesammelt und sich nun nach Australien begeben hatte, um die Wahrheit der Murchison'schen Behauptung zu erproben.

Noch war das Jahr nicht zu seinem Ende gediehen, und schon hatten ganze Schaaeren von Goldsuchern in Australien sich eingefunden, freilich meist Abenteuer und Gefindel schlimmster Art, so daß die Obrigkeit Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung treffen mußte. Eine derselben war die Bestimmung, daß man sich die Erlaubniß, Gold zu suchen, mit monatlich 30 Schillingen erkaufen müsse. Uebrigens kam es zu keiner ernstlichen Ruhestörung, abgerechnet die auf dem Geldmarkt. Eine Anweisung auf Rothschild galt in Melbourne 25 Procent weniger, als ihr Nominalwerth, der Discount für englische Banknoten war verhältnißmäßig ebenso bedeutend, und die Preise für Alles stiegen ins Unglaubliche. Wollte Jemand sich das hölzerne Gefäß zur Goldwäsche beschaffen, so kostete ihm das Holz dazu 10 Pfund (67 Thaler 15 Sgr.), und der Böttcherlohn betrug 20 Pfund (135 Thaler). Ein Paar Schuhe kostete ca. 25 Thaler, ein kleines Glas Bier 10 Silbergroschen u. s. w.

Gewonnen wird das Gold in Australien und Californien auf zwei verschiedenen Wegen, durch Waschen und durch Schmelzen. Ersteres ist das Einfachere und bei weitem häufigere. Die sandige Erde von den Ufern und aus den Betten der Gold führenden Flüsse wird in eine sehr wenig complicirte Maschine (cradle) gebracht, in der durch Wasser und Schütteln alle erdigen und fremden Bestandtheile ausgeschieden werden, so daß das Gold beinahe ganz rein zurückbleibt.

Da die Goldfelder Californiens und Australiens selbstverständlich auch andere, minder werthvolle Stoffe bergen, so sind Irrthümer und Verwechslungen nicht selten. Am häufigsten begegnet es, daß eisen- und kupferhaltige Schwefelkies und Glimmerblättchen für Gold gehalten werden.

Man erzählt davon ein artiges Geschichtchen (wenn auch nicht aus beiden obigen Goldgegenden). Der Capitain eines Guanoschiffes findet auf einer Insel nahe der Westküste Africas gelben Glimmer in Menge und hält ihn für Gold. Freundetrunk beladet er sein ganzes Schiff damit, anstatt mit Guano, und fährt mit vollen Segeln nach England. Er kommt in Plymouth an, und die Nachricht von der Goldfracht verbreitet sich in aller Schnelligkeit. Zwei Speculanten bieten sich von freien Stücken ihm als Käufer der ganzen Ladung an. Der Eine, Vorsichtiger, wünscht vorher wenigstens eine Analyse des angeblichen Goldes; der Andere aber, auf seinen Kennerblick blind vertrauend und vor Begier brennend, dem Concurrenten zuvor zu kommen, kauft den sämmtlichen Glimmer für theures, baares Geld.

Schließlich noch Eins. Reines Gold, für sich allein genommen, ist allzu weich; zu den meisten Zwecken legirt man es deshalb mit einer verhältnißmäßigen Menge von Silber oder Kupfer. Die Feinheit oder Reinheit der Mischung wird, wie Jeder weiß, in Karaten ausgedrückt, indem 24 Karat reines unvermischtes Gold bedeuten. Also heißt 18karätiges Gold 18 Theile Gold und 6 Theile Legirung. Zu Goldmünzen (für den Geldverkehr — nicht also Medaillen) nimmt man meist 22karätiges Gold; zu Schmuckstücken 10—11karätiges.

schlimme Prophet stimmte unbefangen mit ein. Andern Tages ging ich mit Ernst zu Mendelssohn, um ihm den Spaß mitzutheilen. O, wie herzlich konnte er darüber lachen! Er hatte überhaupt viel und echten Humor, und nicht bloß auf musikalischem Terrain. Zuweilen entwickelte seine Laune einen esensthaften und soboldartigen Charakter, und es ist in der That tief zu bedauern, daß ihm kein gelungener humoristischer Operntext zu Theil wurde, denn er müßte ein treffliches Wort geschaffen haben. Die Musik zu der Kuppelcomödie im letzten Act des Sommernachtsstraums betundet ein ganz eminentes Talent fürs komische Genre.

In einer Nummer der Rob. Schumann'schen Musikzeitung von 1838 war angefragt worden, ob die Partitur der Oper Undine von E. F. Hoffmann noch existiren möge, und, falls noch ein Exemplar davon vorhanden, ob das musikalische Opus eines so merkwürdigen Dichters nicht einer Veröffentlichung werth sei. Meinen Nachforschungen gelang es, zwei Exemplare der Partitur dieses Werkes, dessen Decorationen, Costüme, Maschinenrien und dergl. beim Brando des königlichen Schauspielhauses (1817) vernichtet worden waren, in Berlin aufzufinden; ein war complete, dem andern fehlten ein paar Hundert Seiten. Ein Freund Hoffmanns, der nun auch längst verstorbene Director Eduard Hähig, übergab mir leihweise Alles, was von Hoffmanns Compositionen bei ihm deponirt war, und erklärte sich einverstanden mit der Veröffentlichung der Undine. Im Frühling 1839 zog ich mit diesen Manuscripten nach Leipzig, um Verchiedenes davon in einem Concerte zu Gehör und eventuell die Undine an einen Verleger zu bringen. Die Kosten eines Concertes mit großem Orchester im Leipziger Gewandhause sind aber nicht gering, die Saison war zu Ende, der Mai vor der Thür, und competente Stimmen prophzeiten mir, daß die Speesen nicht eingehen würden, wenn Mendelssohn sich nicht entschloße, das Unternehmen zu unterstützen; namentlich sollte ich ihn zu bewegen suchen, als Clavierpieler mitzuwirken, da er in der Saison nur einmal öffentlich gehört worden, und dies für die zahlreichen Verehrer seines herrlichen Spieles viel zu wenig gewesen sei. Mit größter Liebendwürdigkeit sagte mir Mendelssohn seine mächtige Hilfe zu, und ich durfte ihn zwei Mal aufs Programm bringen, mit einer Sonate (D-moll) von Beethoven und einem Rondo (Es-dur) seiner eigenen Composition mit Begleitung des Orchesters. Als er sich in der Probe ans Clavier setzte, und ich den Musikern das Zeichen zum Beginnen gab, stand Mendelssohn plötzlich wieder auf und bemerkte: dem Rondo fehle offenbar eine Introduction, und wenn es nicht schon auf dem Programm stünde, nicht bereits die Noten anzulegen wären, so würde er etwas Anderes spielen.

„Nun, vielleicht fällt mir bis zum Abend noch Etwas ein, was ich als Einleitung zu dem Sechachtact allein, ohne Begleitung machen kann, und“ — (zu mir) — „ich gebe Ihnen dann einen Wink, wenn das Orchester beginnen soll.“

So wurde es denn auch am Abend, und ganz wundervoll fantasiairte er sich wohl über hundert Andante-Takte fort in das Allegro des Rondo hinein. Er hatte sich nicht geirrt: dieses Solovorpiel war von bedeutender Wirkung und hob den Eintritt des Orchesters glänzend heraus.

Die drei oder vier Nummern aus der Hoffmann'schen Undine machten keinen sonderlichen Effect, und am wenigsten die Duvetüre, die in der Form altmodisch und schwach in Einübung der Motive ist, und bei der man an alles Andere weit eher denken mag, als an eine Wasserfee. Von den übrigen Compositionen des Dichters der Serapionsbrüder, der Fantasiestücke in Callots Manier u. s. w., die ich in diesem Concert zur Ausführung brachte, interessirte noch am meisten ein unisoner Männerchor der heidnischen Preußen aus Zacharias Berners Drama: „Das Kreuz an der Ostsee.“ Die Instrumentalbegleitung dieses Chores bildeten Blasinstrumente nebst einer großen Trommel, der sogenannten gran Cassa. Der betreffende Musikus hatte 20 Schläge auf seinem Kalbsfell zu thun und sonst in keinem Stücke des Concerts weiter mitzuwirken. Auf der mir nach dem Concert überreichten specialisirten Orchesterrechnung war dieser Großtrommler mit 20 Neugroschen angelegt, was Mendelssohn ungemein lustig fand. „Großer Gott! man muß sich ja in Acht nehmen, für so köstliche Kalbsfelle zu componiren,“ rief er lachend. Er lud mich dann ein, mit ihm bei seinem Freunde Theodor Apel das Abendessen einzunehmen. Apel, erst 1867 gestorben, gehörte zum Kreise der Intimen Mendelssohns; er war ein poesievoller, sinniger Mensch, Dichter und großer Musikfreund, aber leider total blind. Als Student auf einer Reise von Heidelberg nach der Schweiz begriffen, war er bei einem Geletritt so unglücklich gestürzt und mit dem Hinterkopf auf eine Steinplatte gefallen, daß er in Folge davon nach einiger Zeit die Sehkraft verloren hatte. Wie die Mehrzahl der Blinden, war Apel heiteren Gemüthes, und da der Himmel ihn reich mit irdischen Gütern gesegnet, so half dies auch noch dazu, daß er sein trauriges Geschick mit männlicher Fassung und gutem Humor ertrug. Apel war verheirathet gewesen, aber zeitig Wittwer geworden. Es erschien keine Dame beim Souper, und Mendelssohn, der neben ihm saß, zerlegte ihm die Speisen, schenkte ihm den Wein ein und machte überhaupt die Honneurs bei Tisch, um welchen sich etwa die Zahl der Apostel vereinigt hatte. Es war eine ganz reizende Soirée, Mendelssohn befand sich in der rosigsten Laune und erzählte mit hinreißendem Humor gar Drolliges von seinem Aufenthalt in Italien und England. Ein Spaß, der ihm mit Hector Berlioz in Rom passirt, fällt mir in die Erinnerung. Er flämte eines Tages mit dem romantischen Franzosen durch die Straßen der ewigen Stadt, die Unterhaltung kam auf religiöse Gegenstände, und Berlioz ließ gegen so manche heilige Dinge und Gebürche den ganzen ihm eigenen satirischen Humor in Voltaire's Manier spielen. Mendelssohn, obwohl ihm nicht die Spur von Bigotterie innewohnte, wurden die Blasphemien des Parisers bald lästig, und er begann wahrhaft Verehrungswürdiges lebhaft zu verteidigen. Aber dieser Widerspruch reizte den Franzosen zu immer herberen und frivoleren Dialogspitzen. Mendelssohn entgegnete mit Festigkeit, und im lebhaftesten Disput stiegen sie die spanische Treppe hinauf, wo Mendelssohn ausglitt, fiel und sich das Bein kleid zerriß. Berlioz half dem Gefallenen, rasch zugreifend, auf die Beine und sagte: „Sehen Sie wohl! es gibt keine Spur von Anerkennung und Vergeltung da droben: — ich lästere, und Sie fallen.“

Da der Name Hector Berlioz einmal aufs Tapet gebracht worden, so war es mir natürlich, daß ein Mitglied der heiteren Tafelrunde an Mendelssohn die Frage richtete, was er von den Compositionen des französischen „Neuromantikers“ — (wie damals die Fortschrittsmänner der Tonkunst genannt wurden) — halte. Wenn es schon schwierig war, Mendelssohn in einem Gespräch unter vier Augen zum Urtheilen über lebende Componisten

zu bewegen, so brachte man ihn niemals in größerer Gesellschaft dazu, seine Meinung zu sagen.

„Um Himmels Willen, nur nicht kritisiren! Ich glaube, Jeder componirt so schön wie möglich, und mit Absicht stellt kein Künstler sein Licht unter den Scheffel!“ Und damit stand er auf, ging zum Flügel und fragte Apel, was er spielen solle. „Was Du willst,“ antwortete dieser, „wenn es nur von Dir ist!“

Mendelssohn spielte nun zuerst Nr. 1 aus dem ersten Heft jener so berühmt gewordenen „Lieder ohne Worte“ und darauf noch ein paar dieser reizenden lyrischen Stücke aus späteren Heften, zum Schluß aber, und zwar ganz wundervoll, Beethovens Sonate in Cis-moll. Dies war einer der schönsten Abende, die ich mit dem großen Künstler zu erleben das Glück hatte, und er ist mir unvergesslich geblieben. Wer hätte damals geglaubt, daß dieser Esengeist nicht mehr ein Jahrzehnt der Erde angehören werde?

Nicht lange hierauf weilte Mendelssohn wieder mehrere Tage in Berlin und wohnte in dem elterlichen Hause auf der Leipzigerstraße, wo jetzt das norddeutsche Parlament seine Sitzungen hält. Als ich ihn eines Tages besuchte, lernte ich da einen Doctor Eduard Stollé kennen, der ihm ein Opernbuch, das er dem Nibelungenliede entnommen, zur Composition antrug. Das Manuscript lag auf dem Tische, der Componist hatte es bereits gelesen, sprach mit vieler Anerkennung davon und schloß mit den Worten: „aber componiren kann ich's doch nicht!“ Der Dichter war überrascht und fragte nach dem Grunde. Statt aller weiteren Auseinandersetzungen stand Mendelssohn vom Stuhle auf, trat vor einen Spiegel und sagte mit einer wehmüthig-drolligen Bewegung: „Aber ich bitte Sie, Herr Doctor! sehe ich aus wie ein Nibelunge!“

Wir lachten auf, und in demselben Moment begann ein Leiermann auf dem Hofe, nach dem hinaus das Parterrezimmer lag, in welchem wir uns befanden, einen der damaligen Gassenhauer abzudrehen.

„Sehen Sie, daß ist populäre Musik der Neuzeit, aber in dieser Hinsicht bin ich gar nicht vollstänzlich gefasnt,“ sagte Mendelssohn, indem er das Fenster öffnete und dem Orgler ein Zweigroschenstück zuwarf. Aus der Höhe des Honorars mußte der Mann wohl auf eine Passion des Gebers für Leierkästen schließen und begann ein neues Stückchen. Es kostete einige Uebersetzung, ihn zum Verlassen des Hofes zu bewegen.

Da sich Mendelssohn einer dauerhaften Gesundheit erfreute, so machte die Kunde von einer ernsthaften und gefahrdrohenden Erkrankung, in die er 1847 verfiel, eine trübe Sensation unter seinen Freunden und Verehrern. Wenn ich nicht irre, war es eine Gehirnentzündung, an der er im Herbst des genannten Jahres in Leipzig schwer daniederlag. Doch es kamen gute Nachrichten über den Verlauf der Krankheit nach Berlin, und wir durften voll freudiger Hoffnung seiner Reconvalenz entgegen sehen.

Am Donnerstag, den 4. November 1847 Abends wurde hier in Berlin in der Garnisonkirche, zum ersten Mal und zwar ziemlich mittelmäßig, sein zweites oratorisches Meisterwerk, Elias, aufgeführt. Der gewaltige Raum war bis auf den letzten Platz mit Hörern gefüllt, und es verbreitete sich auf dem Orgelchor, wo ich mich befand, die unheimliche Kunde, der Schöpfer des Werkes sei auf neue schwer erkrankt, ja vielleicht nicht mehr unter den Lebenden. Und leider war es Wahrheit. Am dieselbe Stunde, wo wir hier in Berlin den erhebenden Klängen seines herrlichen Werkes lauschten, entschwabte der Geist des Meisters in die Heimath ewiger Harmonien und Frühlinge. Felix Mendelssohn starb zu Leipzig im Alter von 38 Jahren und 9 Monaten, unfern jener Stätte, wo einst sein erhabenes Vorbild, der große Sebastian Bach waltete und unsterbliche Werke schuf.

Den dritten Tag nach seinem Tode — es war ein Sonntag — fand ich Abends einen gedruckten Zettel auf meinem Tische, durch welchen seitens der Verwandten des abgeschiedenen Künstlers angezeigt wurde, daß die irdischen Ueberreste Tags darauf, Montag den 8. November früh von Leipzig auf dem Anhaltischen Bahnhofe zu Berlin eintreffen und von da aus dem hiesigen Dreifaltigkeitsfriedhofe zugeführt werden würden.

Als der Trauerzug am anderen Morgen anlangte, waren alle Empfangsäule des Bahnhofgebäudes überfüllt. Man gewahrte, daß alle Zweige der Kunst und Wissenschaft ihre Repräsentanten gesendet hatten, um dem in der Blüthe der Jahre geschiedenen Meister der Töne die letzten Ehren zu erzeigen.

Auf dem Friedhofe am Grabe führte der königliche Domchor unter Reithardts Leitung mehrere Gesänge, darunter einige von der Dichtung des verbliebenen Meisters, mit bestem Gelingen aus. Wie Viele, die diesen Tönen lauschend die offene Gruft umstanden, sind nun auch hinabgesunken! Reithardt, Dehn, Otto Nicolai, mein Jugendfreund, der sich neben mir befand, und so mancher andere Kunstgenosse!

Es war im vergangenen Herbst, daß ich nach Jahren wieder die letzte Stätte des Meisters auf dem Berliner Dreifaltigkeitsfriedhofe aufsuchte. Es ist ein eisenumgitterter Raum von etwa zehn Schritt Länge und vier Schritt Breite. Die Mitte nimmt das Grab des unvergesslichen Künstlers ein, zu Häupten steht ein einfaches Kreuz von weißlich-grauem Gestein und darauf liest man: „Jacob Ludwig Felix Mendelssohn-Bartholdy.“

Geboren zu Hamburg den 3. Februar 1809, Gestorben zu Leipzig am 4. November 1847.“

Das ist Alles. Links neben ihm ruht seine talentreiche, ungemein musikalische Schwester Fanny, deren Tod, am 14. Mai 1847, ihm schwer daniederbeugte; neben dieser ihr Gemahl, Wilhelm Henjel, Professor und Hofmaler. Zur Rechten Mendelssohns findet man das Grabmal seines Sohnes Felix August Eduard, dessen Todesjahr und Datum durch rankende Epheublätter, die hier reichlich die Gräfte bedecken, meinen Blicken entzogen war. Dann folgt eine im 19. Jahre dahingegangene jugendliche Nichte des Künstlers, Felicia Henriette Pauline Mendelssohn-Bartholdy, und ihr zu Füßen trägt ein kleiner Grabstein nur einen biblischen Vers als Inschrift, keinen Namen.

Das Ganze macht einen ächt evangelischen, einfachen und durchaus würdigen Eindruck, aber doch muß man wünschen, daß einem Künstler von der Bedeutung Felix Mendelssohns endlich nach zwanzig Jahren ein Monument von ebenbürtiger Künstlerhand gewidmet werden möge. Wie wir vernommen, hat die Stadt Leipzig und eine Anzahl von dortigen Verehrern des großen Musikers den Plan in Angriff genommen, dieser Pflicht der Dankbarkeit Genüge zu leisten. Hoffentlich wird Berlin, wenn auch nicht die Geburtsstadt des Künstlers, so doch die Stätte seiner Jugend, seiner Studien, seiner ersten Siege und seines Grabes, hinter Leipzig nicht zurückbleiben.

Jacob Ludwig Felix Mendelssohn-Bartholdy.

(Schluß.)

Wir müssen jetzt einige Jahre zurückgreifen, um auf einen heiteren Moment im Leben Mendelssohns zu kommen. Es war zu der Zeit, als der berühmte Geiger H. W. Ernst zum ersten Mal in Berlin, und zwar auf der Bühne des alten königsstädtischen Theaters, eine Reihenfolge von Concerten gab. Mendelssohn war sehr befreundet mit Ernst und pflegte ihn in der Garderobe zu besuchen, wo er sich während der Vorstellungen, in deren Zwischenacten er spielte, aufhielt. An einem solchen Abend beklagte sich Ernst gegen Mendelssohn über den Accompanateur, der ihm die nächste Biöce gewiß verderben werde, und Jener erbot sich sofort, die Begleitung zu übernehmen. Ernst war von dieser Liebendwürdigkeit aufs höchste überrascht und wollte das Anerbieten ablehnen, da er einem Künstler von Mendelssohn's Range nicht zumuthen könne, auf der offenen Scene einer secundären Bühne eine simple Solopödie zu accompagniren. Aber Mendelssohn sagte, wo er, Ernst, aufträte, könne er auch einmal sich hinausgehen, um so mehr, als er zufällig einen Frack an habe. Ich befand mich an jenem Abend mit einem Bekannten aus Leipzig in einer Parquetloge, die ans Parterre grenzte, das ganz gefüllt war. Der Vorhang ging in die Höhe, Ernst trat auf und verbeugte sich. Gleich hinter ihm huschte Mendelssohn aus einer Coullisse und setzte sich rasch an den Flügel. Wir, und andere Anwesende, die ihn kannten, trauten unseren Augen nicht, denn selbstverständlich war dieser hohe Accompanateur nicht annoncirt. Das Stück, die bekannte Elegie von Ernst, nahm seinen Verlauf, und bei einigen Tacten, die das Clavier allein auszuführen hat, fragte uns ein Mann im Parterre, der gehört haben mochte, daß wir den Herrn am Clavier kannten, wer der Begleiter Ernst's denn wäre.

„Es ist ein gewisser Felix Mendelssohn,“ bemerkte ich. „Du lieber Gott! Der wird hier auch Nichts machen in Berlin,“ lautete die Antwort. Wir mußten aufpassen, und der

